



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

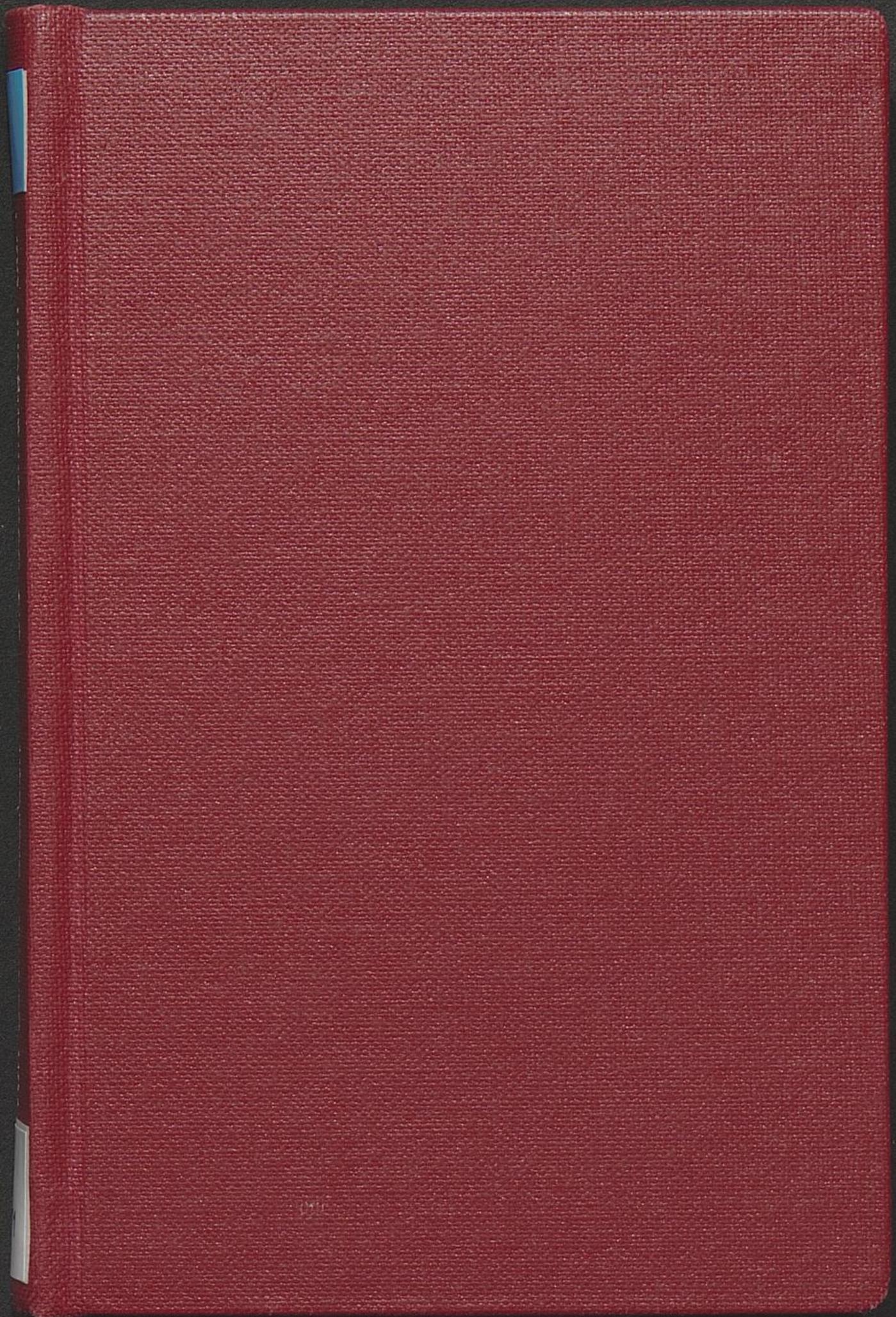
Universitätsbibliothek Paderborn

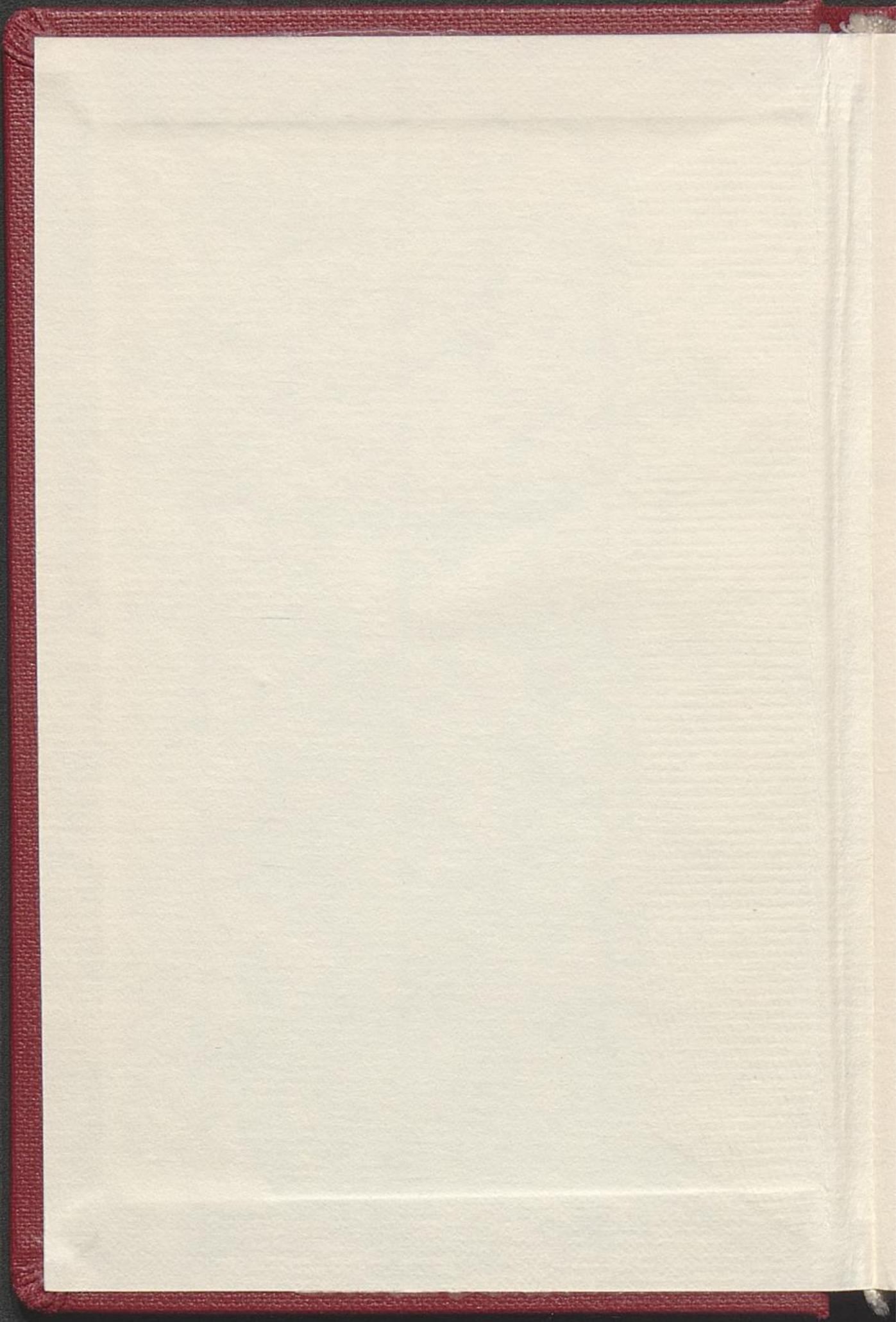
Die Seelenfängerin

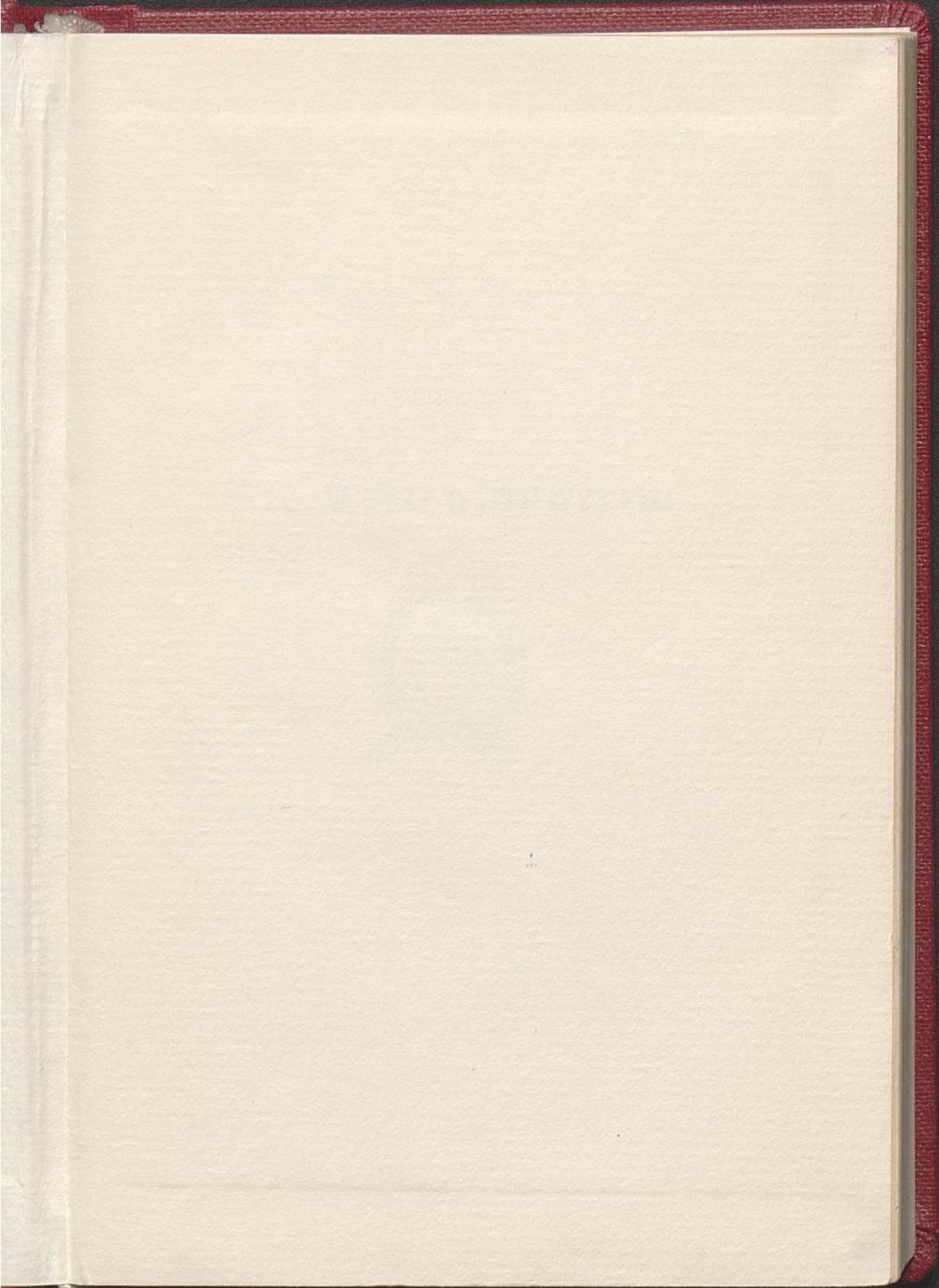
Roman

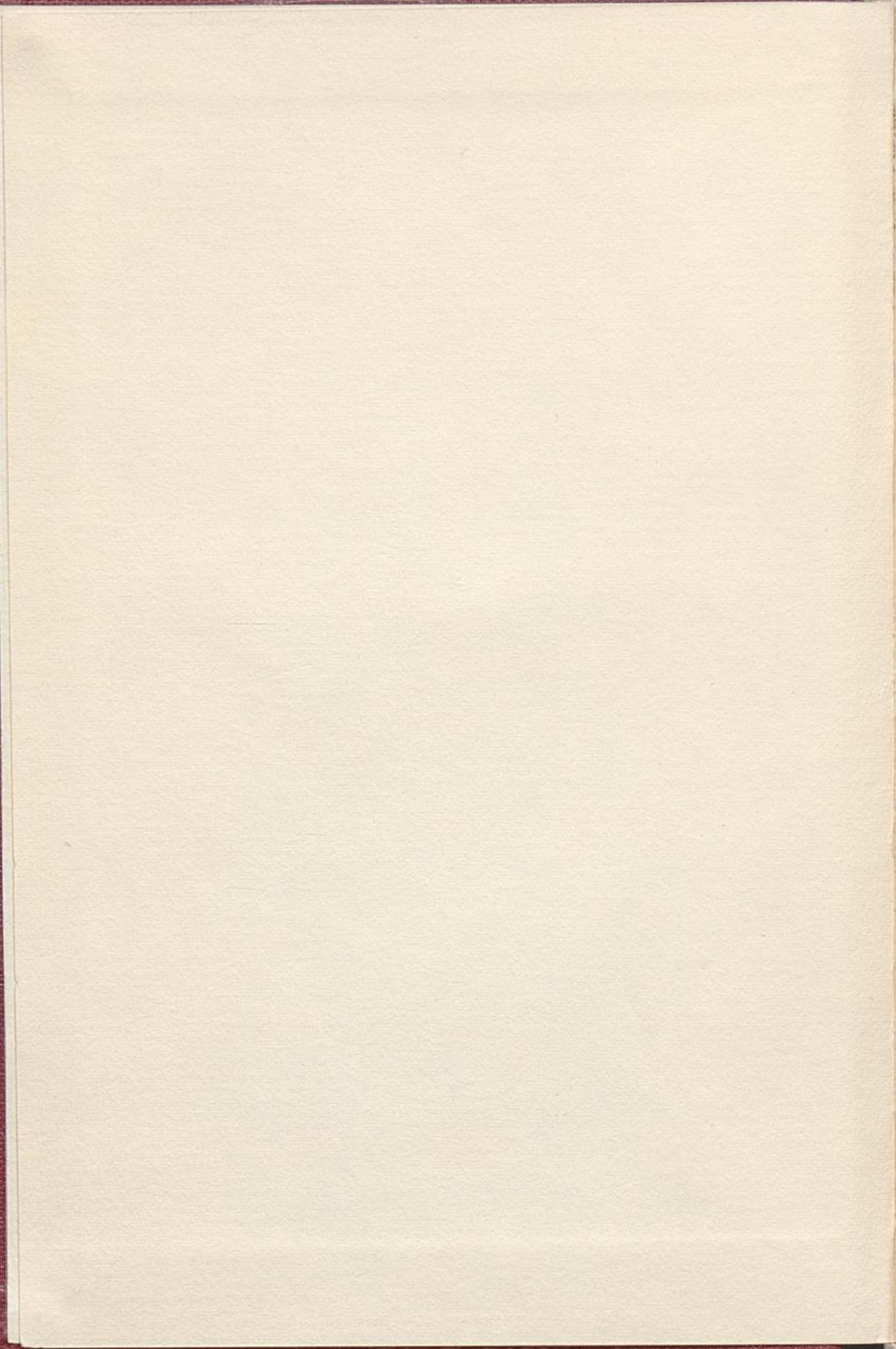
Sacher-Masoch, Leopold von
Jena, 1886

urn:nbn:de:hbz:466:1-42085









Josef Wal

Die Seelenfängerin.



Die Stellenfügenderin.



1902. -

Josef Wolf

Die Seelenfängerin.

Roman

von

L. von Sacher-Masoch.

Erster Band.

Jena,
Hermann Costenoble.

1886.

Die Seelenführung

1870

100

1. von Peter Jakob

1870

11
~~CPMS~~
1714-1



03
H
53671

081180

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
1. Die Prophezeiung	1
2. Mutter und Tochter	12
3. Dragomira	24
4. Die Sendung	35
5. Das Irrlicht	47
6. Die Bestalin	59
7. Anitta	69
8. Die rothe Schenke	81
9. Graf Soltys	93
10. Der Wolf	105
11. Engel oder Dämon?	117
12. Amor's Pfeil	129
13. Die Krankenpflegerin	141
14. Junge Liebe	153
15. Die Arznei der Borgia	165
16. Eine Seele gerettet	177
17. Ein schöner Traum	189
18. Die Rosen welken	203
19. Im Netz	215
20. Schäferspiel	228
21. Wirkung in die Ferne	240
22. Der Tigerblick	252
23. Wohin?	264
24. Die Beichte	276
25. Die Venus aus Eis	287
26. Maskenspiel	298

Inhalt des ersten Bandes

1	Die Hauptstadt
2	Die Stadt am Meer
3	Die Gegend
4	Die Gegend
5	Die Gegend
6	Die Gegend
7	Die Gegend
8	Die Gegend
9	Die Gegend
10	Die Gegend
11	Die Gegend
12	Die Gegend
13	Die Gegend
14	Die Gegend
15	Die Gegend
16	Die Gegend
17	Die Gegend
18	Die Gegend
19	Die Gegend
20	Die Gegend
21	Die Gegend
22	Die Gegend
23	Die Gegend
24	Die Gegend
25	Die Gegend
26	Die Gegend
27	Die Gegend
28	Die Gegend
29	Die Gegend
30	Die Gegend

1. Die Prophezeiung.

„Alles liegt vor meinem Geist enthüllt,
was sein wird.“ Meschylos.

Ein Schrei, wild und verzweifelt wie der eines verwundeten Tigers, tönte durch die Stille und den Frieden des Sommerabends. Die Pferde blieben stehen, ohne daß der Kutscher die Zügel anzog, und während dieser sich bekreuzte, erhob sich in der leichten Kalesche ein junger Offizier und blickte erregt nach der Richtung, aus welcher der entsetzliche Laut gekommen war.

„Was war das?“

„Ein Mensch hat um Hilfe gerufen, scheint es,“ erwiderte der große, wohlgenährte Kutscher.

„Wo?“

„Wenn ich recht gehört, kam es vom Wasser her.“

Der Offizier sprang aus der Kalesche und eilte durch die Stoppeln und das dichte Busch-

werk dem Flusse zu. Noch ein Ruf, ein letzter, diesmal erstickt, angstvoll, flehend, dann zischte das Wasser auf als fielen ein glühender Stein hinein.

„Hier wird Jemand ertränkt,“ dachte der Offizier, zog seinen Revolver hervor und stürzte athemlos durch die Weiden und das Schilf an das Ufer. In dem Halbdunkel, das dem Sonnenuntergang gefolgt war, erglänzte der Fluß matt, seine Wogen wälzten sich gleich geschmolzenem Blei zwischen den mäßig erhöhten Ufern. Nirgends war etwas Verdächtiges zu entdecken, weder in dem kleinen Hain, in dem der Offizier jetzt stand, noch in dem gurgelnden Wasser, noch auf dem grasbewachsenen Heldengrab, das gegenüber lag.

Schon wollte der junge Held umkehren, als sich an dem jenseitigen Ufer ein weißes Gewand zeigte, dann eine Gestalt und eine zweite.

„Wer da?“ rief er.

Keine Antwort.

„Steht!“

Das weiße Gewand flatterte davon, zugleich wurden die Büsche lebendig.

„Steht, oder ich schieße!“ rief nochmals der Offizier, und als die dunkeln Gestalten die Flucht ergriffen, feuerte er seinen Revolver zweimal auf

sie ab. Blitz und Knall zogen feierlich durch den dunkeln Waldesgrund, dann wurde es stiller, und der seltsame Spuk war verschwunden.

Der junge Offizier kehrte mißmuthig zu seinem Wagen zurück.

„Haben Sie sie nicht erwischt, Herr Lieutenant?“ fragte der Kutscher.

„Leider kam ich zu spät. Die Strolche entkamen.“

„Wer weiß, ob es solche waren,“ sagte der Kutscher, „es geschehen unheimliche Dinge hier in der Gegend.“

„Wie das?“

Der Kutscher blickte scheu um sich. „Es ist besser nicht davon zu sprechen, steigen Sie lieber ein, Herr Zesim, die gnädige Frau Mutter erwartet Sie, und es wird spät.“

Der junge Offizier sprang in die Kalesche, und es ging wieder vorwärts über Stock und Stein, durch Pfützen, die hoch ausspritzten und Vertiefungen, in die der Wagen förmlich hinabstürzte.

Nach längerer Abwesenheit kehrte Zesim Zademski in die Heimath zurück. Er hatte bisher in Moskau und Petersburg, ja sogar einige Zeit im Kaukasus in Garnison gelegen, und kaum

hatte er mit seinem Regiment den heiligen Boden des alten Kiew, der einstigen Zarenstadt, betreten, hatte er Urlaub genommen und eilte jetzt zu seiner Mutter, die ein Gut in der Nähe besaß.

Die Sonne war gleichsam im fernen Walde versunken, nur um die Wipfel schwebte noch ein leichtes Roth. Ebene, Hügel, Haine, Weiler und Edelhöfe lagen jetzt weithin hinter dem durchsichtigen, grauen Schleier der Abenddämmerung. Hoch oben zogen Wildenten, in dem Gestrüppe, das die Weide umsäumte, zeigten sich wandernde Flammen, Irrlichter oder die glühenden Augen eines Wolfes, der auf Raub ausging.

Im raschen Fluge kamen sie durch einen Sumpf, über eine verfallene Brücke, durch ein Buchenwäldchen, dann lag das Dorf Koniatyn vor ihnen. Während sie es passirten, stieg allenthalben blauer Rauch auf, der hier aus den Schornsteinen hervorquoll, dort sich durch das rußige Strohdach einen Weg bahnte. Ein eigenthümlicher Duft schwebte um die niederen Hütten, er stieg aus den Zäunen auf und aus den Obstgärten. Durch die offenen Thüren sah man die rothen Herdfeuer brennen, die Hunde bellten wüthend. Bei dem Ziehbrunnen standen Mädchen

mit langen Zöpfen und bloßen Füßen, welche ihre Holzkannen füllten.

Nun war es dunkel geworden. Jesim neigte sich aus dem Wagen, um das Vaterhaus zu entdecken. Und wirklich, dort breitete sich sein Dach zwischen hohen Pappeln aus, und in einem der kleinen Fenster schimmerte ein Licht. Dem jungen Offizier wurde so weich und wohl zu Muth. Schon grüßte ihn der alte, blinde Jagdhund seines verstorbenen Vaters mit einem freudigen Winseln, das Thor wurde geöffnet, die Kalesche fuhr in den Hof, er war wieder daheim.

Die Stufen herab kam seine gute, sanfte Mutter, und als er jetzt in ihre Arme eilte, besah und befühlte sie ihn, ob er es auch sei, der theure, langentbehrte Sohn, und machte ihm das Kreuz auf die Stirn und küßte ihn.

„Ah! wie lange warst Du doch fort!“ stammelte die alte Dame, „und wie groß und stark Du bist, wie gut Dir die Uniform steht. Gott sei gepriesen, daß sie Dich nicht im Kaukasus getödtet haben.“

Frau Jadewska führte ihn in das Haus, und obwohl die ganze Schaar der uralten Dienstleute herbeikam, um den jungen Herrn zu sehen und zu begrüßen, durfte ihn doch keine Hand be-

rühren und bedienen als die ihre. Sie nahm ihm Mütze und Degen ab, sie brachte ihm das Nachteffen, füllte ihm das Glas mit feurigem Ungarwein und saß jetzt im Fenster zwischen ihren Blumen und Vogelbauern und sah ihn immerfort an, still und glücklich.

Jesim war auch ein Sohn ein Mutterherz zu erfreuen. Mittelgroß, schlank, mit eisernen Muskeln, einem edeln, schönen Gesichte, das ein kurzgeschnittener blonder Bart umrahmte, und in dem zwei große, blaue, fast schwärmerische Augen glänzten, war er das Bild liebenswürdiger Männlichkeit.

„Wie lange bleibst Du?“ war die erste Frage.

„Zwei Wochen, Mütterchen, aber Kiew ist nahe, ich komme bald wieder.“

„Zu Weihnachten?“

„Früher, so oft ich nur kann.“

Er blickte um sich, und eine stille Rührung kam über ihn; Alles war noch so, wie er es als halberwachsener Knabe verlassen hatte, jeder der alten Schränke, Tische und Stühle stand noch auf demselben Fleck. Das Sopha war noch immer mit dem wohlbekanntem, geblühten Stoff überzogen, die uralte Uhr ließ ihr pedantisches Ticktack vernehmen. Auf dem großen Ofen war noch

die Diana aus Gips mit Köcher und Bogen, und auf der Kommode standen die Gläser mit eingemachten Früchten, aus denen er so gern genascht hatte.

„Was ist aus Dragomira geworden?“ fragte Zesim plötzlich.

Frau Jadewska zuckte die Achseln.

„Sie ist doch nicht auf Abwege gerathen?“

„Wie Du es nimmst. Sie sind fromm geworden, sie und ihre Mutter; Du wirst Deine fröhliche Gespielin von damals nicht wiedererkennen. Man hört dort nur noch Bußpsalmen und Gebete.“

„Ich will hinüber, heute noch.“

„Warum so eilig?“

„Ich weiß nicht, ich freue mich, Dragomira wiederzusehen. War sie nicht damals meine kleine Frau, wenn wir uns Häuschen aus Garben oder grünen Ranken erbauten?“

„Meinetwegen kannst Du hingehen, aber Du wirst das nicht finden, was Du suchst.“

„Wie weit ist es nach Bojary? Eine Viertelstunde?“

„So was, ja.“

Zesim stand auf, nahm seine Mütze, lud die

Jagdflinte, die am Nagel hing, warf sie über die Schulter, küßte seine Mutter und ging.

Der Weg führte durch die geschnittenen Felder und über die Weide, auf der die Hirten ein großes Feuer angebrannt hatten, um das sie lagerten, während die Pferde mit zusammengebundenen Vorderbeinen grasten. Die Mondsichel schwebte über dem Walde. Man hörte von Zeit zu Zeit die Glocken der Pferde, den schwermüthigen Ton der Hirtenflöte und das Rauschen des fernen Flusses.

Als Zesim sich dem Edelhofe von Bojary näherte, klopfte sein Herz kräftiger, und das Bild der kleinen Jugendfreundin trat lebendig vor ihn hin. Jetzt stand er vor dem Thor und pochte. Das Bellen eines Hundes gab Antwort, sonst blieb Alles still. Die düsteren Pappeln flüsterten unheimlich, Haus und Hof lagen im Dunkel, kein Rauch entstieg dem Schornstein, kein Fenster war erleuchtet.

Zesim pochte nochmals. Endlich nahten sachte, schlürfende Schritte.

„Wer ist da?“

„Ist Frau Malutin daheim?“

„Nein!“

„Und das Fräulein?“

„Auch nicht.“

Zesim zuckte die Achseln und trat ärgerlich den Heimweg an, diesmal durch den Wald. Das silberne Licht der Mondichel wies ihm den Weg zwischen den schwarzen Stämmen, gefallenem Bäumen und dem dichten Gestrüpp. Mit einem Male fiel ein rother Schein auf seinen Pfad, und aus den Haselnußstauden und Brombeergebüschen sprühten Funken zum feierlichen Nachthimmel empor. Er wendete sich zur Linken und sah bald ein hellloderndes Feuer vor sich. Pfliffe ertönten, dunkle Gestalten tauchten zu beiden Seiten auf.

Zesim riß die Flinte herab. „Wer da?“

„Zigeuner, Herr,“ erwiderte eine demüthige Stimme, und ein brauner, zottiger Geselle trat aus dem Dickicht, der sich ehrerbietig vor ihm neigte.

Zesim näherte sich dem Feuer, um das sich ein phantastisches Zigeunerlager ausbreitete. Zelte waren aufgeschlagen, kleine Wagen standen umher, die Pferde grasten, braune Männer lagen auf ihren Mänteln und schliefen, andere zogen einem Lamm, das sie ohne Zweifel geraubt hatten, das Fell ab. Eine junge Mutter wiegte ihren Säugling, nackte Kinder liefen hin und her, Hunde bellten und zeigten die Zähne. Ein paar Weiber

waren bei den Kesseln beschäftigt, die über den Flammen brodelten.

Während Jesim noch verwundert auf das seltsame Bild blickte, kam ein junges, schönes Weib, mit glühenden Augen und schwarzem, flatterndem Haar, die schlanken Ebenholzglieder in ein rothes Gewand und einen kurzen, ärmellosen, weißen Lammfellpelz geschmiegt, auf einem zahmen Bären geritten und grüßte ihn, stolz und spöttisch zugleich.

Die wundersame Erscheinung schien die Königin der Bande.

„Was suchst Du bei uns, schöner Fremdling?“ begann sie, indem sie sich von dem zottigen Nacken ihres wilden Reitpferdes herabschwang, „willst Du mir etwas schenken, so will ich Dir die Zukunft verkünden, denn ich sehe Alles was war, was ist und was sein wird.“

Jesim gab ihr lachend ein Silberstück. Sie besah es, barg es im Busen und ergriff dann seine Hand.

„Glück, viel Glück,“ murmelte sie, den Kopf schüttelnd, „aber Alles liegt in der Ferne. Große Gefahren bedrohen Dich, und mächtige Hindernisse thürmen sich auf. Du wirst Alles überwinden, wenn Du klug bist, treu und muthig. Zwei

Frauen stehen auf Deinem Lebenswege, beide wirst Du lieben, und beide werden Dir ihr Herz schenken, doch hüte Dich vor der einen, sie wird Dein Leben bedrohen, und wenn Du nicht vorsichtig bist, bringt sie Dir den Tod. Doch ein Engel wacht über Dich und wird Dir den Weg zum Heile weisen.“

„Was siehst Du noch?“

„Alles Andere ist dunkel, verwirrt, aber Deine Lebenslinie ist durchkreuzt, nimm Dich in acht!“

In diesem Augenblick schwebte es wie Geisterflage durch die Wipfel.

„Was ist das?“

„Schließe Ohren und Augen,“ sprach die Zigeunerin, „es ist nicht gut in der Nähe zu sein, wo sie vorüberziehen.“

„Von wem sprichst Du?“

„Hörst du den Bußpsalm? es sind fromme Pilger von jener Sekte, die man Himmelsspender nennt. Die Luft riecht nach Blut, nimm Dich in acht!“

Zesim riß sich los und eilte durch das Dickicht dem Flusse zu, dessen Wellen durch die schwarzen Stämme herüberschwimmerten. Ruderschläge ertönten, und ein trauriger, herzerreißender Gesang zog langsam durch die mondhelle Nacht. Jetzt wurde ein großer Kahn sichtbar, in dem Männer

und Frauen paarweise saßen, das Haupt gesenkt und mit der Faust die Brust schlagend. Eine Fackel brannte trübe am Kiel, das glimmende Bech träufelte in das Wasser hinab, während die rothe Flamme ein hohes Holzkreuz beschien, das mitten im Rahn aufgerichtet war, und jetzt — Jesum meinte zu träumen — öffnete der Heiland, der am Kreuze hing, die todmüden Augen, und aus seinen Wunden tropfte warmes Blut auf die Büsser herab.

2. Mutter und Tochter.

„Die Welt ist ein Spiegel, aus dem jedem
sein eigenes Gesicht entgegenblickt.“

Thackeray.

Am folgenden Tage wiederholte Besim seinen Besuch in Bojary und zwar zur Mittagsstunde. Auch diesmal wurde das Thor nicht geöffnet, nur die greinende Stimme vom vorigen Abend wurde wieder laut und erklärte auf wiederholtes Poehen, die Herrschaft sei fortgefahren.

„Deffne immerhin,“ rief Besim.

„Ich darf Niemand einlassen.“

„Das wollen wir doch sehen.“

Besim schwang sich auf die Mauer und sprang jenseits derselben zur Erde. Mitten im Hofe stand ein altes Mütterchen in Bauernkleidern, das ihn entsetzt anstarrte.

„Seid Ihr denn Räuber?“ bellte sie.

„Ich bin ein Offizier des Kaisers, wie Du

siehst," antwortete Zesim heiter, „und überdies ein alter Freund der Frau Malutin. Ist sie im Hause?"

Die Alte zuckte die Achseln. Zesim kümmerte sich nicht weiter um sie, sondern schritt rasch die bemooften, steinernen Stufen empor.

Auf der Thürschwelle trat ihm eine hohe, majestätische Gestalt entgegen.

„Frau Malutin?"

„Die bin ich."

„Erkennen Sie mich nicht? Zesim Jadewski."

Ein flüchtiges Lächeln glitt über die ehernen Züge der Herrin von Bojary. „Willkommen," sprach sie und bot ihm die Hand, die er wiederholt küßte, „Dragomira wird sich freuen Sie zu sehen. Sie haben sich sehr zum Vorthheil verändert."

„Der Scheintrügt," antwortete Zesim, während Frau Malutin ihn in ihr Empfangszimmer führte, „ich glaube, ich bin noch der alte Wildfang, der Ihre Aepfelbäume geplündert und Ihre Maiskolben geraubt hat."

Das Zimmer, in dem die Beiden Platz genommen hatten, war von einem ganz absonderlichen Geruch erfüllt, es mahnte zugleich an eine Kirche und an eine Apotheke. Die Temperatur

war die einer Gruft, wahrscheinlich waren die Fenster lange nicht geöffnet worden, Möbel und Lüster steckten in grauen Leinwandhüllen, als ob sie in Sack und Asche trauerten. Man empfing hier offenbar keine Besuche. Auch Frau Malutin sah danach aus. Es war eine imposante Dame von großer Schönheit, die erst fünfundvierzig Jahre zählte, aber schon ganz weiße Haare hatte. Ihr strenges, zartgefärbtes Gesicht und ihre großen, dunkeln Augen blickten jedoch so frisch aus denselben hervor, daß sie vielmehr das Ansehen einer jener gepuderten Amazonen im Reifrock aus der Zeit Katharina's, als einer alten Frau hatte.

Jetzt ging die Thür auf, und ein großes Mädchen von ganz absonderlichem, gleichsam eisigem Reiz, trat herein.

„Dragomira!“

„Sie sind es?“

Das selbe Lächeln, derselbe Händedruck wie bei der Mutter, dann setzte sie sich an das Fenster und blickte hinaus, als ginge er sie nichts weiter an. Zesim hatte Muße sie zu betrachten. Dragomira war in seiner Abwesenheit in voller jungfräulicher Herrlichkeit erblüht, ihre hohe, schlanke Gestalt zeigte eine weiche, elastische Kraft und volle königliche Formen, die sich in dem schlichten

grauen, nonnenhaften Kleide befremdend genug ausnahmen. Ihr goldblondes Haar, von seltener Ueppigkeit, war über der weißen, reinen Stirn einfach gescheitelt und über dem schimmernden Marmornacken in einem großen, schlichten Knoten aufgesteckt. Kein Band, keine Blume, noch sonst ein Schmuck war an ihr zu bemerken.

„Wie es scheint, leben Sie ganz einsam?“ begann Zesim.

„So ist es,“ sagte die Mutter.

„Aber Dragomira — findet sie sich auch so leicht in diese Abgeschiedenheit?“

„Ich denke wie meine Mutter,“ gab das schöne Mädchen zur Antwort und heftete ihre großen, kalten blauen Augen auf Zesim.

„Wir wissen wie die Herren Offiziere leben,“ fuhr die Mutter fort, „Ihnen, der Sie mitten im glänzenden Wirbel der großen Welt schwimmen, muß unser Gebahren sonderbar, ja lächerlich erscheinen. Aber wir sind glücklich dabei. Die Welt ist voll des Bösen, man hat genug zu kämpfen, um sich des Versuchers zu erwehren, wenn man in der Einöde lebt, draußen unter den Menschen, wo tausend Arme nach uns langen, tausend Stimmen Sirenenlieder singen, ist es fast unmöglich nicht unterzugehen.“

„O! ich schwöre Ihnen, daß es ganz hübsch in Kiew ist,“ warf Zesim hin.

„Sie sind jetzt in Kiew?“ fragte Dragomira, die mit einem Male aufmerksam geworden war.

„So ist es.“

„Und wann kehren Sie dahin zurück?“

„In zwei Wochen, denke ich.“

Dragomira blickte auf ihre Mutter, dann auf ihn und endlich zur Erde. Irgend ein Gedanke beschäftigte sie und nicht nur flüchtig, er bemächtigte sich ihrer mehr und mehr, ihre Züge blieben fest und todt wie zuvor, aber ihre kräftigen Brauen zogen sich zusammen, und ihre rothen Lippen ließen ein wenig die Zähne sehen.

„Warum nennen Sie mich nicht mehr Du?“ sagte jetzt Zesim, indem er aufstand und sich der Jugendgespielin näherte. „Haben Sie mich so ganz vergessen, die Pöffen, die wir zusammen trieben; bin ich Ihnen so fremd geworden?“

„Nein, aber es ist besser so.“

Er nahm ihre Hand, sie war kalt und glatt wie eine Schlange, und sie entschlüpfte ihm auch rasch wie eine solche.

„Was habe ich Ihnen gethan, Dragomira? sehen Sie mich nur einmal an.“

„Ich bin nicht mehr dieselbe.“

„Doch — für mich.“

„Wie Sie glauben.“ Dragomira blickte vor sich hin in die Leere.

Jesim war es ganz sonderbar zu Muthe, in seinem Herzen regte sich die alte Neigung der Kinderzeit, seine Sinne wurden mehr und mehr von dem Zauber einer räthselhaften Schönheit gefangen genommen, und zugleich faßte ihn eine Art Schauer vor diesen beiden Frauen.

Mutter und Tochter waren gleich absonderlich und unheimlich.

Als er bald darauf wiederkam, war ihm das Glück günstig, er traf das theure Mädchen allein. Als er durch den Hof auf das Haus zuschritt und Dragomira, die an das Fenster getreten war, ihn erblickte, bemerkte er an ihr eine zugleich ungeduldige und spöttische Bewegung.

„Ah! Sie sind schon wieder da?“ sprach sie mit einem beleidigenden Gleichmuth.

„Ich verliere nicht so leicht den Muth,“ erwiderte Jesim, „wozu wäre ich Soldat?“

„Aber ich bin allein und kann Sie nicht einlassen.“

„Allein? um so besser, und was die strengen Formen der Etikette betrifft, so sind sie mir gegenüber wohl nicht am Platze.“

„Kommen Sie also,“ sagte Dragomira nach kurzem Zögern.

Zesim ging durch den Flur, in dem ein großes Kreuzifix hing und ein Lämpchen brannte, und den mit Weihrauchdust erfülltem Korridor. Dragomira stand auf der Schwelle ihrer Stube und bot ihm die Hand.

„Eigentlich bin ich kindisch,“ sagte sie, „was habe ich denn von Ihnen zu fürchten?“

„Jetzt sprechen Sie vernünftig,“ erwiderte der junge Offizier lächelnd, „und da Sie einen Schritt gethan haben, wage ich den zweiten und bitte Sie, mich so zu nennen wie damals, wo Sie meine kleine Frau waren in dem traulichen Haus aus goldigen Garben.“

„Ja denn, ich will es thun, sobald Sie versprechen, mir nicht den Hof zu machen.“

„Mein Wort,“ gab Zesim zur Antwort, „aber was ich nicht versprechen kann, Dragomira, das ist mein Herz zum Schweigen zu bringen, es spricht nur zu laut. Denken Sie an Puschkins Verse:

„Auf's Neue liebend glüht und schlägt mein Herz,
Weil's ihm unmöglich ist, Dich nicht zu lieben.“

„Ich kann Dir nicht verbieten für mich zu fühlen,“ sagte das schöne Mädchen ruhig, „aber

ich kann Deine Gefühle nicht erwidern, ich werde niemals lieben, niemals einem Manne angehören.“

„Willst Du die Braut des Himmels werden?“

„Es ist verdienstvoller in der Welt den Kampf zu bestehen, als hinter Mauern, wo es keine Versuchung giebt.“

„Ich glaube Du behandelst mich nur deshalb mit Mißtrauen, weil ich Soldat bin?“

„Durchaus nicht, der Krieg ist gut, weil durch ihn viele Menschen auf einmal das Paradies gewinnen, sei es durch schwere Leiden, sei es durch den Tod auf dem Schlachtfelde.“

Zesim sah sie verwundert an; sie hatte sich an dem vergitterten Fenster niedergesetzt und die schönen Hände züchtig im Schooß gefaltet. In diesem Augenblick erschien sie ihm wie eine Gefangene in dieser weißgetünchten Stube, deren einzige Einrichtung in einem Himmelbett, einem Schrank, einem Tisch und zwei Stühlen, deren ganzer Schmuck in einem mit verdorrten Blumen bekränzten Bilde des Heilandes bestand, an dem eine Geißel hing.

Was sollte diese? Trieb das einst so frohsinnige, liebe Mädchen die enthaltsame Lebensweise bis zum frommen Wahnsinn, bis zur Selbstpeinigung?

Er fühlte mehr und mehr, daß er vor einem beklemmenden Räthsel stand.

Wieder einmal fand er sie allein, diesmal im Garten und in einem schlichten weißen Kleide, das sie noch um Vieles anmuthiger erscheinen ließ. Sie schrak zusammen, als er unerwartet vor ihr stand und erröthete. Es war das erste Zeichen von Leben, von menschlicher Empfindung an ihr.

„Bin ich Dir so unangenehm,“ fragte er, „daß Du bei meinem Anblick erbebst?“

„Was Du Dir einbildest,“ sagte sie ruhig, „es giebt nichts, wovor ich mich fürchten würde, und weshalb sollte ich gerade vor Dir erschrecken? Ich bin Dir gut, soweit ich kann und darf, und ich weiß, daß ich von Dir nichts zu besorgen habe. Eher hättest Du Ursache, mir aus dem Wege zu gehen.“

„Du hast Recht.“

„D, nicht in diesem Sinne.“

„In welchem denn?“

Dragomira riß einen Rosenzweig ab, und fuhr mit den scharfen Dornen über ihren weißen Arm, so daß sich rothe Striche auf demselben zeigten und ein Tropfen warmen Blutes zur Erde fiel.

„Was thust Du?“ fragte Jesim.

„Was mir wohlthut,“ war Dragomira's Antwort.

„Liebst Du es Dich zu quälen?“

„Wie Alle, die den Himmel suchen und die Erde verachten.“

„Glaubst Du, daß Gott Dich zur Qual erschaffen? Ich glaube vielmehr um Seligkeit zu spenden und zu genießen.“

„So spricht der Mann,“ erwiderte sie, „dessen Sinn in dem dumpfen Dualm der Erde gefangen ist, das Weib ist reiner und weiser als er und deshalb auch freier von Sünde.“

„Wenn Du ein Engel bist,“ versetzte Zesim mit einem Lächeln, das sie verwirrte, „dann sei der meine, führe mich in jene reinen Höhen, in denen Du weilst.“

„Verlange es nicht, der Weg dahin ist schwer und qualvoll.“ Sie heftete ihre großen Augen zum ersten Male mitleidig und fast flehend auf ihn. Dann schauerte sie plötzlich zusammen und faßte seine Hand. „Geh jetzt, geh, man sucht mich.“ Sie nickte ihm noch einmal zu und eilte davon.

Während ihre schlanke Gestalt zwischen den Stachelbeerhecken und Obstbäumen davonschwebte, zeigte sich eine andere, finster und drohend, an der Gartenpforte. Es war ein hoher, kräftiger, schöner

Mann von nahezu vierzig Jahren, mit blonden Locken und blondem Bart, in einem langen, faltigen, schwarzen Gewande. Aus seinen Zügen sprach das kalte, erbarmungslose Bewußtsein einer großen und unumschränkten Macht. War es ein Priester oder ein Dämon, fragte sich Zesim, und was bedeutete dies Alles?“

3. Dragomira.

„Ein gewaltiger Schmerz haftet
am Leben.“ Mahabharata.

Es war in den ersten Septembertagen. Eine leuchtende Ueppigkeit lag auf den gesegneten Fluren Kleinrußlands. Der Himmel war wolkenlos, ein einziger großer Edelstein, die goldige Luft ruhig und voll Duft, die Sonne überzog Nähe und Ferne mit funkelnden Regen. Das Laub färbte sich herbstlich, und der Rasen zeigte einen Anflug von mattem Gelb. Die Zweige der Obstbäume neigten sich tief zur Erde, die köstlichen Früchte um sich streuend. In den Gärten war die bunte, an Stickerereien des Morgenlandes mahnende Pracht der Asters und Georginen aufgegangen, über die lebenden Zäune blickten die Mohrengesichter der Sonnenblumen herüber. Durch die Stoppelfelder zogen die Heerden der Lämmer und hoch in den Lüften die Geschwader der Kraniche und Störche.

Um die freundlichen Dörfer webte der schwere Geruch von Thymian und Vermuth, von den Tennen her ließ sich der Dreitakt der Dreschflügel vernehmen, und aus jeder Schenke, die am Wege stand, tönte das Krachen von Geigen und fröhlicher Gesang. Zesim war mit der Flinte und dem englischen Wasserhund hinausgegangen, um die kleinen Moosschnepfen zu schießen, diese fliegenden Irrlichter, die den Jäger so gern zum Besten haben, und nachdem er seine Weidtasche gefüllt, lag er müde im hohen Grase an dem Ufer des Flusses und lauschte der uralten, geheimnißvollen Sprache der Elemente, dem Flüstern des Schilfes und der Bäume, den klagenden Wassern, der Offenbarung, die durch die Luft ging. Vor ihm warfen die glitzernden Wellen Schaumflocken und tanzende Funken auf, und in der Ferne ließ sich ab und zu der wehmüthige Ruf einer Rohrdommel vernehmen. Da erklangen mit einem Male Ruderschläge, und auf einem kleinen Rahne kam Dragomira im weißen Gewande wie eine Fee durch den schimmernden Zaubergarten von Algen, Wasserlilien und Seerosen, der sich an dem sumpfigen Ufer hinzog, heran. Als sie Zesim erblickte, stutzte sie erst, hielt aber dann ihren Rahn an und reichte ihm die Hand.

„Du jagst wohl hier?“

„Ja, ich habe etwas Pulver verschossen,“ gab Zesim zur Antwort, „und nun lag ich da und träumte von Dir. Willst Du mich aufnehmen, holder Engel?“

„Warum nicht, aber ich bin kein Engel.“ Sie stieß an das Ufer, und er sprang in den Kahn und ergriff das Ruder, nachdem er die Flinte angelehnt und den Hund zu seinen Füßen festgebunden hatte.

„Wie schön ist doch die Welt!“ begann er, während sie langsam den Fluß hinabtrieben, „die Natur ist ein großer Dom, in dem alle Gebete Platz haben und der Jeden zur Andacht stimmt.“

„Wie Du es nimmst,“ sagte Dragomira, „auf den ersten Blick scheint es so, und die Erde dünkt uns ein großer, schöner Altar, von dem nur süße Düste zum Himmel emporsteigen, wenn wir aber schärfer sehen, entdecken wir bald, daß es unsere eigenen Gedanken, Empfindungen, Einbildungen sind, die wir in die Natur hineindichten, und daß diese ganze Welt nur ein riesiger Opferstein ist, auf dem die Kreaturen zur Ehre Gottes leiden und bluten.“

„Eine entsetzliche Anschauung!“

„Auch ich, Zesim, habe mich einmal des Lebens

gefrennt und in die Zukunft hinausgeblickt, wie in ein goldenes Wunderland, aber ich sah eines Tages, daß ich blind gewesen, und als man mir den Schleier von den Augen nahm und ich die Dinge sehen konnte, wie sie sind, da kam ein tiefes Mitleid und ein stilles Grauen über mich, und es war mir, als verlöschte die Sonne, als erstarrte die Erde in ewigem Eis und mein Herz in ihm. Du bist glücklich, Du kannst noch fröhlich sein, für mich sind Freude und Hoffnung vorbei. Ich kann mich nicht mehr über den Werth des Lebens täuschen, ich weiß, daß das Dasein eine Art Buße ist, ein läuterndes Fegefeuer, kein Glück, sondern vielmehr eine ewige Qual.“

„Es sind wahrhaft indische Anschauungen, die Du hast,“ erwiderte Zesim mehr und mehr befremdet, „sie haben ihren Weg mit den Karawanen bis in das Herz Rußlands gefunden und finden sich in veränderter Gestalt bei verschiedenen Sekten der russischen Kirche wieder. Gehörst Du am Ende einer derselben an?“

„Nein, welche Idee!“ rief Dragomira, sie versuchte sogar zu lächeln, „was Du mir für Dinge zumuthest! Man braucht ja nur die Augen offen zu haben, um zu entdecken, was ich Dir jetzt eben auseinandergesetzt habe.“

Sie landeten jetzt und setzten ihren Weg zu Fuße durch Wiesen und Haine fort. Nach kurzer Zeit stießen sie auf einen Ameisenhaufen, der sich wie eine Burg erhob, und von dem aus lange Reihen kleiner, schwarzer Arbeiter über den schmalen Pfad zogen, während andere mit Eiern beladen in denselben zurückkehrten.

„Sieh dieses kleine Wunder,“ sprach Zesim, indem er stehen blieb, und seine schöne Gefährtin aufmerksam machte, „wie weise und wie gütig ist diese niedliche Republik eingerichtet, ein Liliput, das aus dem Fabelland des Märchens in die Wirklichkeit getreten ist. Glaubst Du nicht, daß diese fleißigen, klugen Wesen glücklich sind?“

„Nein,“ sagte Dragomira, „denn sie haben Herren und Sklaven unter sich wie wir, und auch sie können nur leben, indem sie andere Lebendige quälen und tödten. Sieh, diese Schnecke hier, die sich unter den entsetzlichen Zuckungen windet, Deine Republikaner haben sie gemordet, nein, noch lebt sie, und lebend wird sie von ihnen zernagt. Und ihr jämmerliches Glück? ein Fußtritt kann es zerstören.“

Sie trat rasch, nicht zornig und ebensowenig mit der fiebernden Lust teuflischer Grausamkeit in den wimmelnden Ameisenhaufen und begrub

einen ganzen Staat, Tausende zermalmend und in die Erde stampfend.

Zesim senkte das Haupt und schwieg. Sie gingen weiter, und auch sie blieb stumm, bis sie in dem duftigen Wäldchen, in das sie jetzt gelangten, in einem hohlen Baume ein Rothkehlchen-nest entdeckte.

„Wie hübsch,“ sprach sie, „nicht wahr? eine Idylle, aber sieh Dir doch das reizende Thierchen, das jetzt geflogen kommt, um seine Jungen zu füttern, genauer an. Was hat es im Schnabel? irgend ein Insekt, das sich schmerzlich windet. Glaubst Du, daß es diesem wohl wird dabei?“

Sie schritten weiter, und kaum hatten sie sich hundert Schritte entfernt, stieß ein Habicht aus den Lüften auf das arme, sorglose Vöglein herab und entführte es in seinen Krallen.

Dragomira wies schweigend auf den Räuber hin. Zesim aber riß seine Flinte herab und schoß. Als sich der Rauch verzogen hatte, schlug der sterbende Habicht mit den weit ausgebreiteten Flügeln die Erde, und neben ihm lag das zuckende Rothkehlchen.

„Und Du,“ rief Dragomira mit einem entsetzlichen Lachen, „was hast Du eben gethan, Mensch, Herr und Krone der Schöpfung? Du hast ge-

mordet wie die anderen! Ueberall nur Dual, vergossenes Blut, Tod und Vernichtung.“

Sie kamen, ohne ein Wort weiter zu sprechen, nach Bojary. Vor der Pforte nahm Zesim seltsam bewegt Abschied, und als er durch die Nebelchleier der Abenddämmerung dem Gute seiner Mutter zuschritt, umschwirrten ihn gleich Fledermäusen dunkle, friedlose Gedanken. Als er am folgenden Nachmittag, von einer magischen Gewalt hingezogen, zu dem Edelhofe der Frau Malutin kam, fand er das erste Mal das Thor offen. Ein mit Leinwand überdeckter Wagen, mit drei mageren Pferden bespannt, stand im Hofe, und ein kleiner Jude in schwarzem Kaftan saß auf der Bank vor der Backstube in der Sonne und rechnete eifrig mit Hilfe seiner knöchigen Finger.

Zesim schlich um das Haus herum und blickte durch das offene Fenster in den kleinen Empfangssaal. Er war nicht wenig überrascht, Dragomira vor dem Spiegel zu sehen und noch überdies reich geschmückt wie eine junge Sultanin in dem vollen blendenden Glanze ihrer Schönheit.

Eine mattblaue Seidenschleppe umfloß ihre königliche Gestalt und ließ ihre kleinen Füße in rothen, goldgestickten Pantoffeln sehen, während die fürstliche Pelzjacke von hochrothem Samt

mit goldigem Zobel ausgeschlagen und gefüttert, sich weich an ihren mit gelben Bernsteinperlen geschmückten Hals, an ihre von goldenen Reifen umfangenen herrlichen Arme und ihre schlanken Amazonenhüften schmiegte.

Das goldblonde Haar lag in breiten, perlen-
durchflochtenen Zöpfen gleich einem Diadem auf
ihrem wunderbaren Haupte.

„Ach! wie schön Du bist,“ rief Zesim aus.
Dragomira erschrak, und warf, indem sie ab-
wechselnd roth und bleich wurde, einen großen,
strafenden Blick auf ihn.

„Also Du pudst Dich doch zu Zeiten,“ fuhr
er fort, „nur nicht für mich.“

„Ich habe nur etwas versucht,“ sagte Drago-
mira, welche rasch ihre Ruhe wieder gewonnen
hatte, „Du siehst draußen den jüdischen Schneider
warten. Das hat weiter nichts zu bedeuten.“

„So, aber Du hast Dir diese kostbare Toilette
doch nicht deshalb machen lassen, damit sie im
Schrank von den Motten gefressen wird?“

„Wie neugierig Du bist!“

„Nur verwundert, Dragomira, diese Pracht
und Ueppigkeit scheint mir im Widerspruche mit
der Maske einer Heiligen, die Du trägst.“

„Ich zeige Dir mein wahres Gesicht,“ erwiderte Dragomira mit einem schmerzlichen Lächeln.

„Zu diesem Gesicht will aber die Tracht einer Despotin und Eroberin nicht stimmen.“

„Man schmückt auch Opfer,“ gab Dragomira gelassen zur Antwort, „und die Priesterin entfaltet nicht minder königlichen Pomp, wenn sie das OpfERMesser schwingt.“

„Was bist Du von diesen beiden?“

„Vielleicht das Eine und das Andere.“

„Für mich bist Du nur die Geliebte meines anmuthigen Jugendtraumes, das schönste Weib, in dessen Adern warmes Blut pulst, nur unter den griechischen Marmorgöttinnen und den gemalten Idealen Titian's und eines Veronese findest Du Rivalinnen.“ Von einer plötzlichen Regung der Leidenschaft erfaßt, sprang der junge Offizier durch das Fenster in den Salon, schloß Dragomira in seine Arme und küßte sie.

Es war merkwürdig, wie sie weder böse wurde noch spöttisch, ja ihn nicht einmal abwehrte und nur einen stillen, eisigen Blick auf ihn heftete. „Ich warne Dich, Besim,“ sprach sie ruhig, fast sanft, „bleib mir fern. Ich glaube nicht, daß Du mich liebst, denn ein Feuer, das nicht genährt wird, muß erlöschen, aber wenn Du mich liebst,

dann um so mehr. Wenn ich will, gehörst Du mir, ich weiß es besser als Du selbst, und ich kann Dich kneten wie weiches Wachs, aber ich will nicht.“

„Warum nicht? Du bist für mich erschaffen, gerade Du, und deshalb sollst Du meine Frau werden.“

Dragomira schüttelte den Kopf.

„Du liebst einen Anderen.“

„Nein.“

„Wie soll ich Dich also verstehen?“

„Wünsche nicht in das Dunkel meiner Seele einzudringen,“ antwortete sie, „ich wiederhole es, bleib mir fern um Deinetwillen. Noch fühle ich Mitleid mit Dir und dem Frohsinn Deiner Jugend, vielleicht weil mein Herz noch frei ist, weil ich nur geringen Antheil an Dir nehme. Wenn es Dir aber gelingen würde, meine Liebe zu erringen, dann wärest Du verloren, Besim. Meide mich, solange es noch Zeit ist.“

„Und wenn es zu spät ist?“

„Dann ist es Dein Schicksal, und ich werde es erfüllen.“

„Du giebst mir also Hoffnung?“

Dragomira hatte sich in einem der kleinen Fauteuils niedergelassen und war in tiefes Sinnen versunken.

„Ich bin muthig,“ fuhr Zesim fort, „ich schrecke vor nichts zurück; wenn ich Dich erringen, als Herrin in mein Haus führen kann, nehme ich den Kampf mit der ganzen Hölle auf.“

„Aber nicht mit dem Himmel, Zesim. Es giebt Mächte, dunkle Gewalten, die stärker sind als wir. Der Weg, den ich gehe, führt durch Qualen und Schmerzen, durch unsägliches Leid und angstvolle Finsterniß zum Licht. Verlange nicht danach ihn zu betreten, auch nicht an meiner Seite. Ach! könnte ich nur reden, aber ich darf nicht, mir sind die Lippen verschlossen.“

„Sag' mir nur, daß Du mich liebst.“

„Nein, ich liebe Dich nicht, und Du kannst Gott danken, daß ich Dich nicht liebe.“

4. Die Sendung.

„Mich dünkt's im Buch des Himmels wären
Die schönsten Stellen, heiligsten Legenden
Des Friedens und der Liebe Gotteslehren,
Mit schwarzem Strich durchkreuzt von
Menschenhänden.“

Anastajus Grün.

Während Jesim düsteren Sinnes, von den widersprechendsten Empfindungen gefoltert, den Heimweg angetreten hatte, war es Abend geworden und hatte der aufsteigende dicke Herbstnebel sich gleich einem lautlos wogenden Meere über die weite Fläche ausgebreitet. Dragomira stand, die Arme auf der Brust verschränkt, am Fenster und starrte in den Hof hinaus wie in einen brodelnden Herenkessel, aus dem bald Nachtgespenster, in schleppende Leichentücher gehüllt, bald Dämonen mit riesigen Fledermausflügeln oder Zwerge mit langen, grauen Bärten emporstiegen; mit einem Male trat aus dem schweren Qualm ein klein-

russischer Bauer hervor, ein Riese an Gestalt, mit einem blonden Simsonkopf und neigte sich tief vor ihr.

„Du bist es, Doliva?“ fragte Dragomira und neigte sich zum Fenster hinaus.

„Ich bin es, ja,“ flüsterte der Riese, „mich sendet der Priester, er erwartet das gnädige Fräulein.“

„Jetzt, auf der Stelle?“

„So ist es.“

Dragomira nickte mit dem Kopfe und verschwand. Nachdem sie sich rasch umgekleidet hatte, erschien sie im Hofe, wo Doliva das Pferd, das er indeß für sie gesattelt hatte, bereit hielt. Im Nu saß sie auf dem Rücken des feurigen Thieres und sprengte zum Thor hinaus, geradeaus durch die Stoppelfelder, durch Wiesen und Haine, indem sie im Sprunge über Bäche und Gräben setzte. Mit ihr schien ein Heer gespenstischer Reiter dahinzujagen, vor ihr stand am Himmel ein gigantisches Haupt mit langem, grauem Bart, der bis zur Erde niederwallte.

Unbekümmert um die Hindernisse des Weges, um die drohenden Erscheinungen, die dem Nebel entstiegen, trieb sie ihr Pferd an, unter dem jetzt

die hölzerne Brücke dröhnte und kam wie im Sturm in Dkozim an.

Das ehemalige polnische Starostenschloß lag auf einer felsigen Anhöhe, die hier jenseits des Dnjepr plötzlich wie von vulkanischem Feuer getrieben aus Feld und Wald hervorsprang. Erst aus der Nähe gewahrte man seine runden, mit Blech gedeckten Thürme, die nur wenig die Wipfel der uralten Eichen und Buchen überragten. Eine hohe Mauer umgab die einzelnen Gebäude, sie stieg unmittelbar an dem steilen Abhange auf, so daß Dkozim nur von einer Seite, auf dem schmalen, sich durch Fels und Bäume windenden Wege, der luftigen, einen tiefen Abgrund überspannenden Brücke und durch das mit schweren, ehernen Flügeln versehene Thor zu erreichen war.

An dieses pochte nun Dragomira, und nachdem sie ein Zeichen gegeben, wurde es geöffnet, und sie konnte in den engen, düsteren Schloßhof einreiten.

Ein hoher Greis mit wallendem weißen Bart in dunkelblauer Kosakentracht nahm ihr das Pferd ab. Sie betrat das weite, altersgraue Gebäude, das jetzt zur Rechten lag, durchschritt einen langen, spärlich erhellten, gewölbten Korridor und klopfte dann an eine kleine, eisenbeschlagene Thür.

„Wer ist da?“ fragte eine tiefe, weiche, unendlich schöne Stimme.

„Ich bin es.“

„Tritt ein.“

Dragomira öffnete die Thür und schloß sie sofort wieder hinter sich. Sie befand sich jetzt in einem mäßig großen Gemach, das den Eindruck eines Kerkers machte. Das einzige Fenster war unten mit Brettern verschalt und oben vergittert, die grauen Wände waren ohne jeden Schmuck. An der einen hing ein kolossales Kreuzifix und an dem Nagel, der durch die Füße des Heilands getrieben war, eine Geißel, an der andern war auf dem Boden ein Lager von Stroh aufgeschüttet, neben dem ein Laib schwarzen Brotes lag und ein Krug mit Wasser stand.

In einer Nische brannte ein rothes Lämpchen. Neben dem Fenster stand ein rohgezimmertes Tisch auf dem das Neue Testament in der Ursprache aufgeschlagen war, und sich zu beiden Seiten des gekreuzigten Heilands zwei brennende Kerzen befanden.

Auf dem Stuhle, vor dem Evangelium, das Haupt in die linke Hand gestützt, saß derselbe Mann, dessen Erscheinung Jesum im Garten von Bojary so seltsam berührt hatte. Seine mächtige

Gestalt umwallte ein weites, schwarzes Gewand, dessen schwere Falten ihn bis zu den Sohlen einhüllten. Aus dem Goldrahmen des bis auf die Schultern niederfließenden reichen Haares und des üppigen Bartes leuchtete ein Gesicht hervor, das zu dieser Umgebung keineswegs stimmen wollte, weder asketisch-bleich noch pfäfflich-aufgedunsen und geröthet, ein vornehmes zartgefärbtes, edel geschnittenes Antlitz, aus dem die großen blauen Augen zugleich sanft und gebieterisch hervorschauten und die vollen rothen Lippen fast sündhaft warm leuchteten. Es war der Kopf eines Löwen, eines Herrschers, eines Despoten.

Dragomira hatte sich vor dem geheimnißvollen Manne auf die Kniee niedergelassen und erwartete, die Arme wie eine Sklavin auf der Brust gekreuzt, das schöne Haupt demüthig gesenkt, stumm seine Befehle.

„Ich habe Dich gerufen,“ begann er mit einer ruhigen Hoheit, welche bewies, daß er gewohnt war unbedingten Gehorsam zu finden, „weil ich eine neue Sendung für Dich habe, diesmal nach Kiew.“

„Du hast mich schon darauf vorbereitet, Apostol.“

„Wann kannst Du fort?“

„Sogleich, wenn Du es anordnest.“

„Dann mache Dich bereit, in drei Tagen zu reisen. Die nöthigen Weisungen sind bereits in Kiew ertheilt.“

„Wird man mich dort nicht erkennen?“

„Du wirst diesmal unter Deinem wahren Namen auftreten.“

„Es ist eine große, wichtige Sendung, die Dir zu Theil wird, ich weiß, daß Du derselben gewachsen bist wie keine Andere, deshalb haben wir Dich erwählt. Ich rechne auf Deine Klugheit, Dein starkes Herz, Deinen unbeugsamen Willen und die Macht Deines Glaubens, Du hast genügende Proben davon gegeben. Bist Du aber auch würdig, diese heilige Sendung zu übernehmen, fühlst Du Dich in diesem Augenblicke rein und schuldlos genug, um Deines erhabenen Amtes zu walten?“

„Nein, Apostol.“

„Welche Sünde lastet auf Deinem Gewissen?“

Dragomira neigte sich zur Erde, so daß ihre Lippen fast seine Füße berührten und schwieg.

„Du liebst?“

„Nein, Apostol.“

„Du fühlst, daß sich Etwas in Deinem Herzen für diesen Mann, Deinen Jugendgespielen regt?“

Dragomira erhob das Haupt und blickte ihm

furchtlos und ruhig in das Auge. „Nein,“ sagte sie, „ich liebe ihn nicht, aber seine Liebe hat mich berührt wie ein Sonnenstrahl die erstarrte winterliche Erde, und es hat Augenblicke gegeben, wo Zweifel in mir aufgestiegen sind, wo eine leise Sehnsucht durch meine Seele zog nach dem Glück eines Weibes, einer Mutter.“

„Und er hofft Dich zu erringen?“

„Ja, obgleich ich ihn von mir gewiesen habe.“

„Nimm ihm die Hoffnung nicht,“ sprach Apostol, „er lebt in Kiew und wird bald dorthin zurückkehren, Du brauchst dort vielleicht einen Beschützer. Es wäre nicht gut, wenn Du ihn beleidigen würdest, aus einem Freunde könnte leicht ein Feind werden und zwar ein gefährlicher. Sei klug, Dragomira.“

„Ich werde es sein.“

„Reise mit ihm, es könnte von Nutzen sein, daß man Dich in seiner Begleitung ankommen sieht, und zeige Dich auch in Kiew häufiger mit ihm auf der Straße.“

„Ich werde in Allem gehorsam sein.“

„Dieser Offizier wird uns auch in den Kreisen, in denen Du in Kiew verkehren mußt, nützlich sein. Deine Sendung ist diesmal eine besonders

schwierige. Kennst Du den Grafen Boguslav Soltysk?"

„Nein.“

„Aber Du hast von ihm gehört?"

„Ja, man warnt jedes Mädchen und jede junge Frau vor ihm.“

„Mit Recht. Er ist ein großer Sünder, der nicht allein tausend Flüche auf sich geladen, sondern auch viele Andere in das Verderben gezogen hat und frevelhaft mit Menschen und Menschenglück spielt. Du bist ausersehen seine Bahn zu durchkreuzen, seinen Lastern ein Ende zu machen und seine Seele von der ewigen Verdammniß zu retten. Es wird Dir nicht leicht werden, der Verführung dieses Mannes zu widerstehen, er ist schön, besitzt einen hohen Geist und alle ritterlichen Tugenden. Muthig bis zur Tollkühnheit, schreckt er vor keiner Gefahr zurück. Dabei ist er gewissenlos und spricht jeder menschlichen Empfindung Hohn.“

Apostol nahm einige versiegelte Papiere, die vor ihm lagen, und gab sie Dragomira. „Hier ist Alles enthalten, was Du über ihn und Deine Sendung zu wissen nöthig hast, bewahre diese Schriften gut auf, löse das Siegel erst in Kiew, und nachdem Du gelesen, übergieb Alles den

Flammen. Alles ist erwogen, vorbedacht, in Anschlag gebracht. Du wirst verlässliche Diener und Helfer finden. Sie werden Dir blind gehorchen und jeden Beistand leisten, den Du nöthig hast. Sollte trotzdem etwas Unerwartetes geschehen oder sollten Dir in irgend einer Richtung Zweifel aufsteigen, dann sende sofort zu mir und hole neue Weisungen ein.“

„Ich werde genau nach Deiner Vorschrift handeln, Apostol, Du wirst mit mir zufrieden sein.“

„Du bist mehr als ein blindes Werkzeug,“ erwiderte dieser, „der Himmel hat Dich mit den reichsten Gaben ausgestattet, und Du hast einen kühlen und klugen Kopf; wenn Du in Kiew Gelegenheit findest noch in anderer Richtung thätig zu sein, dann zögere nicht, folge Deiner Eingebung, Du wirst das Richtige treffen, handle stets nach den Geboten Gottes und unsrer heiligen Lehre, dann kannst Du nicht irre gehen. Du wirst dort ganz anders leben als hier, nicht wie eine Büßerin in der Wüste, sondern wie eine große Dame der vornehmen glänzenden Welt. Alle Thüren werden sich Dir öffnen, Du wirst zahlreiche neue Verbindungen anknüpfen und Dein Netz um die ganze Stadt spinnen können. Theater, Konzerte, Kavalkaden, Schlittensfahrten,

Bälle werden Dir zu Hilfe kommen, man wird Dir huldigen, um Dich werben. Ich knüpfe die größten Hoffnungen an diese Reise und an Deinen dortigen Aufenthalt. Hast Du außer Jadewski noch Freunde in Kiew?"

„Ich selbst kenne Niemand, aber ich werde dort einen Freund meines verstorbenen Vaters auffuchen, wenn Du es billigst, den Polizeikommissar Bedroßeff.“

„Eine wichtige Verbindung, die uns von großem Nutzen sein kann.“ Apostol versank in Gedanken.

„Hast Du mir noch etwas zu sagen?“ fragte Dragomira nach einer Weile.

„Nein, Du weißt Alles. Geh' mit Gott.“

„Und welche Buße erlegst Du mir auf? Ich will rein, mit freiem Herzen und Gewissen an meine Sendung gehen.“

„Du hast Recht, komm also.“ Er erhob sich und schritt voran durch den Korridor und den düsteren Schloßhof, sie folgte. Beide traten in die Kapelle, an deren Wänden noch die Spuren alter Malereien zu sehen waren. Von der Wölbung, welche auf massiven Pfeilern ruhte, hing eine kleine Lampe herab, welche den Raum in ein düsteres Zwielficht tauchte. Dem Eingang gegen-

über stieg in einfacher Größe ein steinerner Altar auf, über dem der gekreuzigte Heiland mit der Dornenkrone und blutenden Wunden hing. Tiefer Schatten lag auf dem wehmüthigen Bilde, nur auf das Antlitz fiel ein geisterhaftes Licht.

„Hier sollst Du Reue und Leid in Deiner Brust erwecken,“ sprach Apostol, „demüthige Dich vor ihm, der unser aller Herr und Richter ist und erwarte mich.“

Er verschwand und Dragomira blieb allein. Sie warf sich vor dem Altar auf die Kniee und streckte sich dann auf den Steinplatten, die den Boden bedeckten, in Kreuzesform, das Antlitz zur Erde, aus. So lag sie lange und betete unter heißen Thränen. Durch die Stille der Nacht drangen von Zeit zu Zeit Schmerzenslaute, wie die Klagen der Verdammten aus der Hölle, an ihr Ohr und summender, unendlich trauriger Psalmengesang.

Wenn diese Laute, die sie erschauern machten, verstummt, ließ sich von dem Thurme herab der schwermüthige Gesang der uralten Wetterfahne vernehmen und aus dem nahen Walde das Geschrei der Eulen.

Endlich nahten Schritte. Dragomira richtete sich auf. Vor ihr stand Apostol, eine Geißel in der

Hand. Sie lag vor ihm auf den Knien, demüthig und ergeben wie die große Süßerin vor ihrem Herrn.

Der Heiland am Kreuze sah mitleidig auf sie herab, und über seine von Dornen zerrissene Stirne und über die milden Lippen schien ein wehmüthiges Lächeln zu gleiten.

5. Das Irrlicht.

„Zu falschen Wegen wandt' er seine Schritte,
Des trügerischen Glückes Bildern folgend.“

Dante.

Es gab eine große Ueberraschung in Koniathn, als am folgenden Nachmittag ein Wagen in den Hof rollte und demselben Frau Malutin und ihre Tochter entstiegen. „Was hat das zu bedeuten?“ murmelte Frau Zadewska, „sie sind seit Jahren nicht bei mir gewesen.“ Sie hüllte sich rasch in einen türkischen Shawl und eilte ihre Gäste zu begrüßen. Besim, der ihr auf dem Fuße folgte, war nicht wenig verwundert, als Dragomira ihm mit einem lebenswürdigen Lächeln die Hand entgegenstreckte und ihm vertraulich zunickte. Was war hier vorgegangen? Das schöne Mädchen hatte gleich einer Schlange eine Haut abgestreift und eine andere angezogen, alles Düstere und Nonnenhafte schien verbannt. Sie trug ein

Kleid, frisch und weiß wie Schnee, mit einem hellblauen Band gegürtet und das prächtige blonde Haar in langen Zöpfen auf dem Rücken. Ihr Auge blickte heiter, und ihr rother Mund glühte von unschuldiger Jugendlust.

„Lassen Sie doch ausspannen, liebe Freundin,“ bat Frau Jadewska, „so seltene Gäste läßt man nicht gleich wieder fort. Ich bitte Sie mit uns zu Nacht zu essen.“

Frau Malutin blickte auf Dragomira, die ihr einen leisen Wink gab; jetzt erst nahm sie die Einladung an und ertheilte ihrem Kutscher die nöthigen Befehle.

Nachdem man zusammen den Kaffee genommen hatte, forderte Dragomira den jungen Offizier auf, mit ihr in den Garten zu gehen, und als sie die Stufen hinabgestiegen waren, nahm sie seinen Arm und schmiegte sich vertraulich an ihn.

„Was hast Du nur?“ fragte er mit gutmüthigem Spott, „Du bist heute so gnädig, das hat etwas zu bedeuten.“

„Merk' Dir, mein Freund,“ entgegnete Dragomira, „wenn die Frauen liebenswürdig sind, wollen sie immer etwas haben.“

„Was willst Du also?“

„Das kommt später.“

Sie gingen zwischen den Rebenspalieren und den Blumenbeeten hin, von bunten Faltern umgaukelt, von Bienen umsummt und ließen sich dann an dem kleinen Bassin auf der hölzernen Bank nieder. Dragomira hatte Astern und Georginen gepflückt und die letzten Rosen, sie wand einen Kranz daraus, den sie sich auf das Haupt setzte und Guirlanden, die sie um ihren schlanken Leib legte. Zesim bewunderte sie mit stummer Freude.

„So gefällst Du mir,“ rief sie, ihm beide Hände reichend, „wenn Du immer so artig und ruhig wärest, würde ich Dich viel lieber haben.“

„Immer wieder das Gebot: Liebe mich nicht!“

„Ja, so ist es, liebe mich nicht, aber sei mir gut,“ fuhr sie fort, „bleibe mein Freund. Ich möchte mich Dir anvertrauen, aber ich fürchte Deine wilde Gluth.“

„Gesteh' mir, daß Du einen Andern liebst, und ich werde mich nicht mehr beklagen.“

„Ich habe Dir keine Geständnisse dieser Art zu machen. Glaube mir“ — sie sah ihn an und jetzt ohne jeden Hintergedanken, wahr und ehrlich, „wenn ich einen Mann lieben könnte, dann würde ich mein Herz keinem andern schenken als Dir.“

„Schöne Worte!“

„Hier meine Hand, Zesim. Ich schwöre Dir, daß ich niemals eines Andern Frau werde. Wenn ich mich vermähle, wird es nur mit Dir sein. Bist Du nun zufrieden?“

„Ja.“

„Aber ich werde niemals heirathen.“

„Mädchenschwärmerei!“

„Du kannst ja versuchen mich auf andere Gedanken zu bringen,“ sprach sie lächelnd, „ich erlaube es Dir, aber ich bin, wie diese Dame dort — aus Stein.“ Sie deutete auf die Statue der Amazonenkönigin, die leicht geschürzt, ein Thierfell um die Schultern, die Lanze in der Hand, in dem nahen Gebüsch wie in einer Nische stand.

„Und welchen Dienst kann ich Dir leisten?“

„Ich habe eine Bitte.“

„Warum sagst Du nicht einen Befehl?“

„Weil ich an Dir einen Freund haben will und keinen Sklaven.“

„Also?“

„Ich muß übermorgen nach Kiew, willst Du mich begleiten?“

„Du scheinst die Absicht zu haben mich heute vollkommen glücklich zu machen.“

„Wirst Du also mit mir fahren?“

„Gewiß, und wie lange gedenkst Du zu bleiben?“

„Vielleicht bis zum Frühjahr.“

„Das ist herrlich!“

„Ich habe einige wichtige Familienangelegenheiten zu ordnen, die mich mindestens für einige Monate dort festhalten werden.“

„Hast Du schon eine Wohnung?“

„Ich kehre bei einer alten Tante ein, die ein kleines Haus in Podal hat. Dort bin ich gut aufgehoben, aber ich brauche deshalb doch noch einen männlichen Beschützer, willst Du mir Deine Ritterdienste weihen?“

„Du fragst noch?“ rief Zesim, „o! wie schön erscheint mir plötzlich die Welt, wie lachend die Zukunft, ich freue mich kindisch auf diesen Winter, auf die traulichen Abende mit Dir beim Kamin.“

„Du sollst mit mir zufrieden sein,“ sagte Dragomira, „aber versprich mir meine Seelenruhe nicht zu stören.“

„Ich werde mich bemühen so kalt zu sein wie Du.“

„Ich bin nicht kalt, und auch Du sollst es nicht sein, ebensowenig wie glühend. Eine sanfte Wärme ist die angenehmste Temperatur.“

Beim Nachtessen erhob Dragomira ihr Glas

und trank Zesim zu. „Auf die Zukunft!“ Als die Damen aufbrachen, verlangte Dragomira ihre Pelzjacke, die im Wagen geblieben war. Zesim brachte sie und half ihr dieselbe überziehen, dann hob er Mutter und Tochter in die Kalesche und mahnte den Kutscher zur Vorsicht.

„Also übermorgen Nachmittag,“ sagte Dragomira, „ich werde kommen und Dich holen.“

„Wie Du willst.“

Jetzt reichte sie ihm noch einmal aus dem duftigen Dunkel des pelzgefütterten Ärmels heraus die kleine, weiße, warme Hand, und als er sie herzlich gedrückt hatte, sprach sie lächelnd: „Du kannst sie auch küssen, ich habe nichts dagegen.“ Zesim preßte hierauf seine Lippen feurig auf dieselbe, aber schon entschlüpfte sie ihm, und die Räder setzten sich in Bewegung.

„Gute Nacht!“

Die kleinen, schwarzen Pferde schnaubten, die lange Peitsche knallte, und dann ging es wie im Fluge davon.

Den folgenden Tag widmete Zesim seiner Mutter, Abends packte er seine Sachen. Es war wieder die letzte Nacht unter dem elterlichen Dach, dann hieß es scheiden, aber diesmal war ihm das Herz nicht sonderlich schwer, ein holdes

Phantom schwebte vor ihm hin, und er folgte gern. Der anbrechende Morgen fand ihn bereits wach. Er ging hinaus in den Garten. Hier, an derselben Stelle, wo er gestern mit Dragomira gegessen, fand er seine Mutter mit rothgeweinten Augen. Er ließ sich an ihrer Seite nieder, und sie blieben lange stumm, Hand in Hand und Schulter an Schulter.

„Versprich mir, Zesim —“

„Was, meine Mutter?“

„Vorsichtig zu sein in Bezug auf Dragomira.“

„Sie will ja ohnehin nichts von Liebe wissen.“

„So sagt man, und ich muß es glauben, aber mir sagt eine innere Stimme, die mich niemals getäuscht hat, daß sie einen Zweck mit Dir verfolgt und daß Dir irgend eine Gefahr von ihrer Seite droht.“

„Wenn es nichts Anderes ist,“ sagte Zesim, „so verspreche ich Dir, auf meiner Hut zu sein.“

Genau um zwei Uhr Nachmittags fuhr Dragomira vor. Ihr Reisewagen war vollgestopft mit Koffern, Schachteln und Schächtelchen. Sie stieg ab, um Frau Jadewska die Hand zu küssen. Zesim nahm noch einmal Abschied von seiner Mutter, welche an seinem Halse bitterlich weinte, dann stiegen sie ein, der Kutscher ergriff die Zügel,

und das junge, schöne Paar flog hinaus in die Welt.

Die Fahrt ging durch die weite Fläche an waldgrünen Hügelfetten, blauenden Wäldern, weitgestreckten Weiden mit Pferde- und Lämmerheerden, an Kirchen mit glänzenden Kuppeln und an freundlichen Dörfern vorüber. Während sie nach Norden zogen, wanderten Schaaren von Wildenten, wilden Gänsen, Schwalben, Wachteln, Zeisigen nach dem Süden. Von Zeit zu Zeit trug die ruhige, milde Luft den klagenden Ton einer Hirtenflöte oder die süße Melodie eines kleinrussischen Volksliedes herüber.

Zesim sprach, und Dragomira hörte zu, er bediente sie, und sie nahm seine Dienste ruhig an, er erwies ihr hundert kleine Huldigungen und Aufmerksamkeiten, welche die Reise angenehm machten.

Nur einmal richtete sie eine Frage an ihn, dieselbe galt dem Grafen Soltyk.

Zesim kannte ihn nicht, er hatte nur von ihm gehört, man hatte ihn im Offizierskasino in einem Athem als eine Art Monte Christo und Hamlet geschildert.

Es wurde Abend, in der Ferne leuchteten die vergoldeten Thürme und Kuppeln von Kiew auf. Der Himmel war mit flammendem Roth über-

zogen und die Erde mit fließendem Feuer, es war, als ob sie durch ein Meer von Blut führen, dann erlosch die Gluth, goldumsäumte Wolken zogen gegen Westen, Schatten breiteten sich aus, Nebel brodelten auf den Wiesen. Die Dämmerung breitete ihre dichten, grauen Schleier aus, der erste Stern erschien im Osten. Es wurde dunkel, der Kutscher zündete die Laternen an. Sie fuhren durch einen dichten Wald.

Die Bäume traten von Zeit zu Zeit auseinander, wo sich sumpfiges Land mit hohem Schilf und weißen Lilien bewachsen dazwischen schob. Mit einem Male stand ein hageres, feuriges Gespenst seitwärts in den Büschen, verneigte sich und gab seltsame Winke.

„Ein Irrlicht,“ sagte Zesim.

Dragomira legte ihren Arm auf den seinen und sah ihm fest in's Auge.

„Da hast Du mein Abbild,“ sprach sie, „auch ich bin so ein Irrlicht, folge mir nicht, auch dann nicht, wenn ich Dir winke, ja dann am wenigsten. Du könntest in einen Sumpf gerathen und zu Grunde gehen.“

„Du führst seltsame Reden, bist Du denn eine jener Sirenen, welche uns in den Tod locken?“

„Es giebt auch Heilige, die tödten.“

Sie kamen spät nach Kiew. Die Nacht lagerte bereits auf Höhen und Fluren, die Straßen der Stadt, die Häuser strahlten in einem Meere von Licht.

Der Kutscher bog nach Podal ein, jenem Stadttheil, welcher auf einem breiten Vorland am Dnjepr liegt, am Abhange jener Höhen, auf denen sich das eigentliche alte Kiew erhebt. Nachdem der Wagen eine Reihe von Straßen passirt hatte, in denen man zu beiden Seiten hellerleuchtete Kaufläden und auf den Trottoirs ein lebhaftes Menschengedränge sah, gelangte er in eine stille, dunkle, enge Straße und sodann in ein Gäßchen, das nur durch eine Laterne zweifelhaft erhellt wurde. Hier hielt er vor einem schmalen Hause, das nur ein Stockwerk hatte und dessen dichtverhängte Fenster und dunkler Anstrich dem Ganzen ein düsteres Aussehen gaben.

Das junge Paar stieg aus, und Besim zog die Glocke. Es währte einige Zeit, ehe sich oben ein Lichtschimmer zeigte, dann wurde ein Fenster geöffnet, eine alte Frau blickte heraus und zog sich wieder zurück. Jetzt hörte man schwere Schritte, die Thür wurde geöffnet, und ein kleiner hagerer Diener mit weißem Haar und Bart trat heraus, eine Laterne in der Hand. Er beugte das Knie

vor Dragomira und küßte den Saum ihres Gewandes, dann begann er ihr Gepäck abzuladen.

„Für heute sage ich Dir Lebewohl,“ wendete sich Dragomira jetzt zu Jesim, „ich bin müde und will allein sein. Der Kutscher wird Dich nach Deiner Wohnung bringen. Morgen Abend erwarte ich Dich zum Thee.“ Sie bot ihm die Hand, die er ehrerbietig küßte. Dann stieg er wieder in die Kutsche und fuhr davon, während Dragomira, von dem alten Manne geführt, die Treppe emporstieg.

Oben empfing sie eine einfach gekleidete alte Frau mit einem rosigen, fast jugendlichen Gesichte, schlauen grauen Augen und weißem Haar, das reich aus der dunkeln Haube hervorquoll. Sie neigte sich tief vor Dragomira und küßte sie demüthig auf den Ellbogen.

„Cirilla?“

„Zu dienen, meine junge Herrin.“

„Du bist von Allem unterrichtet?“

„So ist es.“

„Für die Welt bist Du jetzt meine Tante.“

„Zu Befehl, und in allem Uebrigen Ihre Sklavin.“

Sie führte Dragomira durch eine Reihe mit einer gewissen soliden Pracht eingerichteter Zimmer

in ein kleines Gemach, in dem ein Himmelbett stand. „Hier werden Sie ruhen, Herrin.“

„Gut.“

Cirilla half Dragomira sich umkleiden, und als diese dann in ihrer bequemen Pelzjacke beim Theetisch saß, stand sie, die Hände im Schooß gefaltet, vor ihr und wurde nicht satt sie anzusehen. „Wie schön Sie sind,“ sagte sie seufzend, „und so jung.“ Dann ging sie davon, traurig den Kopf schüttelnd. Dragomira aber sperrte die Thür, nahm die Papiere, die ihr Apostol übergeben hatte, brach das Siegel und las, und als sie gelesen hatte, warf sie Stück für Stück in den Kamin, und sah aufmerksam zu, bis die Flammen Alles verschlungen hatten.

6. Die Vestalin.

„Natur ist Sünde.“
Faust (II. Theil).

Dragomira war früh am Morgen auf und schrieb Briefe, den ersten an ihre Mutter, dann ein paar Zeilen an den Polizei-Kommissar Bedroßeff, den Freund ihres Vaters. Als sie hierauf die Klingel zog, erschien Cirilla, küßte ihr die Hand und brachte das Frühstück. Einige Augenblicke später kam auch der alte Diener, der ihr Gepäck abgeladen hatte. Er trug eine Livrée, seine listigen Augen irrten unstät im Zimmer umher.

„Wie nennst Du Dich?“

„Barichar, zu dienen.“

„Besorge diesen Brief an den Polizei-Kommissar Bedroßeff,“ sagte Dragomira, ihm das duftige Billet einhändigend.

„Wird besorgt, Herrin.“ Barichar schlich zur

Thür, lautlos, ein wenig gebückt wie eine Katze. „Noch muß ich bemerken,“ sagte er, indem er nochmals stehen blieb, „daß ich im Allgemeinen für taubstumm gelte, mein gnädiges Fräulein.“

Dragomira nickte ihm zu. Nachdem Barichar sich entfernt hatte, nahm sie den Kaffee und kleidete sich dann mit Hilfe Cirilla's an. „Du wirst mich begleiten,“ befahl sie, vor dem Spiegel stehend.

„Sobald Sie es wünschen.“

„Hast Du die nöthigen Kleider, um meine Tante vorzustellen.“

„Es ist für Alles gesorgt.“

Einige Minuten später verließen die beiden Frauen das Haus. Cirilla machte die Führerin und Dragomira gab auf Alles wohl Acht, um sich möglichst rasch in der ihr fremden Stadt zu orientiren.

„Wo ist die rothe Schenke?“ fragte Dragomira leise.

„Ich werde Sie vorüberführen, wir sind gleich dort,“ erwiderte die Alte.

Cirilla bog in eine dunkle, schmutzige, meist von Juden bewohnte Straße ein und wendete sich dem Dnjepr zu. Hier lag die Schenke, man sah nur ihr niederes, rothes Dach hinter einer hohen Mauer, in der sich eine dunkle Pforte be-

fand. Cirilla gab Dragomira einen Wink, diese prägte sich die Dertlichkeit und ihre Umgebung ein und schritt dann weiter, dem auf der Höhe gelegenen Alt-Kiew zu. Hier ließ sie sich eine elegante Kunsthandlung zeigen, musterte die ausgestellten Bilder und sendete die Alte hinein, welche bald mit einem großen Couvert, das eine Photographie enthielt, zurückkehrte.

Nach einer kurzen Wanderung durch die belebtesten Straßen kehrte Dragomira mit ihrer Begleiterin nach Hause zurück, legte Mantel und Hut ab, schmiegte sich in die Sophaecke und zog das Bild aus dem Couvert.

Es stellte den Grafen Soltyk dar.

Sie betrachtete es aufmerksam; sie studirte den Mann, dem ihre Sendung galt, wie etwa ein Polizeibeamter das Porträt des Verbrechers, den er zu verfolgen hat.

Der Graf, welcher in einem pelzbefestigten Schlafrock in einem Lehnstuhl ruhte und eine lange, türkische Pfeife in der Hand hielt, war vor Allem ein schöner Mann, bestrickend und interessant. Aus seinen marmornen Zügen sprach eine große Energie, aus seinem Auge leuchteten Geist und Leidenschaft.

Das Bild lag auf dem Tisch, als Bedroßeff

erschien, ein kleiner, lebendiger Mann, in der Mitte der Vierzig, mit spärlichem Haar, einem kleinen Schnurrbart, breiter Stirne, starken Backenknochen und einer kleinen, knolligen Nase. Er küßte Dragomira's Hand, führte sie zum Fenster, um sie besser betrachten zu können und gerieth dann in eine förmliche Extase. „Nein, sind Sie groß und schön geworden!“ rief er, „ich kann es kaum glauben, daß das die kleine niedliche Mira ist, die ich einst auf meinen Knien schaukelte und die mich zu ihrem Pferde machte und an den kleinen hölzernen Wagen spannte. Wie freue ich mich, daß Sie hier sind!“

„Ich muß vielmehr glücklich sein, hier einen so guten, alten Freund zu finden,“ erwiderte Dragomira lächelnd.

„Den Freund nehme ich an,“ rief Bedroßeff mit seinem lauten jovialen Lachen, „aber den „alten“ lehne ich unterthänigst ab. Bin ich denn schon grau oder hinsällig? Ich denke, man kann mich einen Mann in den besten Jahren nennen.“

„Gewiß, gewiß.“

„Ja, mein Fräulein, in dieser Weise lasse ich mich nicht abfinden, ich nehme als Freund Ihres Herrn Vaters das Recht in Anspruch, Sie in jeder Weise zu beschützen, aber ich weihe der

schönen Dragomira meine Dienste nur unter der Bedingung, daß ich ihr auch ein wenig den Hof machen darf.“

„Ich nehme Sie beim Wort,“ sagte Dragomira, seine Hände ergreifend — „und ernenne Sie hiermit zu meinem Cavalier.“

Bedroßeff verneigte sich. „Ich hoffe Sie werden mit mir zufrieden sein, und nun erwarte ich Ihre Befehle.“

„Vor Allem nehmen Sie Platz und lassen Sie uns plaudern.“ Sie zog ihn zu sich auf das Sopha, und Bedroßeff bemächtigte sich ihrer Hände und ließ dieselben nicht mehr los.

„Eigentlich beneide ich Sie,“ sagte Dragomira.

„Wie so?“

„Weil Sie in Ihrer Stellung etwas besitzen, was uns übrigen Menschenkindern leider unerschaffbar ist.“

„Und das wäre?“

„Eine gute Portion Allwissenheit.“

„Nun, es ist nicht so weit her mit unsrer Kenntniß von Menschen und Dingen, in der Regel hilft uns das Glück, und unser bester Verbündeter ist der Zufall.“

„Aber Sie wissen, wie neugierig Eva's Töchter sind, und vor Ihnen liegen gewiß zahlreiche Ver-

hältnisse und Geheimnisse entschleiert, Sie blicken in mehr als eine räthselhafte Menschenbrust, und Ihre Fäden spinnen sich von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, das Netz einer Riesenspinne.“

„Das ist bis zu einem gewissen Grade richtig.“

„Ach, wie glücklich wäre ich, ein wenig in dieses Getriebe hineinblicken zu können!“

„Warum nicht? Das wird sich finden. Die Polizei braucht jederzeit Verbündete, und die Frauen haben so zu sagen ein hervorragendes Talent für unsern Beruf, bei dem Instinkt und Ahnungsvermögen oft mehr bewirken als alle Logik und Berechnung.“

„Also nehmen Sie mich als Agentin an.“

„Mit Vergnügen,“ rief Bedroßeff lachend und küßte wieder ihre Hand.

„Für heute möchte ich aber meinerseits Ihre Allwissenheit ein wenig in Anspruch nehmen.“

„Befehlen Sie.“

Dragomira hielt Soltyk's Bild in die Höhe.
„Wer ist das?“

„Graf Soltyk,“ sagte Bedroßeff auf den ersten Blick, „wie kommen Sie zu seiner Photographie? kennen Sie ihn?“

„Nein, ich war in der Stadt und kaufte sie, weil sie mir gefiel.“

„Sie sind nicht die erste junge Dame, die sich von diesem Sultan blenden läßt,“ fuhr der Polizeikommissar fort, „aber ich bitte Sie, bleiben Sie bei dieser Schwärmerei für sein Bild stehen und meiden Sie seine persönliche Bekanntschaft.“

„Ich schwärme nicht für den Grafen, ich interessire mich nur für ihn.“

„Auch das ist gefährlich. Soltyk ist eine neronische Natur, ein Despot, ein Don Juan, ein Mensch, von dem brutalsten Egoismus beseelt, ohne Herz, ohne Rücksicht, ohne Erbarmen.“

„Sie stellen ihm einen wunderbaren moralischen Paß aus.“

„Ich habe ihm bereits mehr als ein Opfer entrißen und habe ein wachsameres Auge auf ihn. Sie dürfen ihn nicht kennen lernen, es wäre Ihr Verderben.“

„O! ich bin sehr kaltblütig, mich wird er nicht umgarnen.“

„Dann wären Sie das erste Weib, das ihm widerstanden hätte.“

Dragomira speiste mit Bedroßeff in einem der ersten Hotels, sie fand es gut, sich mit ihm sehen zu lassen. Nach dem Diner nahm er einen Wagen und zeigte ihr die Stadt. Als es zu dunkeln begann, war Dragomira wieder daheim und er-

wartete Zesim, der nicht lange auf sich warten ließ. Cirilla spielte ihre Tante und bereitete, nachdem Zesim vorgestellt worden war, den Thee. Der Samowar brodelte und sang, die jungen Leute saßen am Kamin und plauderten. Dragomira war heiter und ungezwungen wie noch nie. Zesim machte eine Bemerkung darüber.

„Das ist ausschließlich Dein Verdienst,“ sagte sie, „sobald Du vernünftig bist, fühle ich mich sicher, und dann kommt die gute Laune von selbst.“

„Es ist also unvernünftig, Dich zu lieben.“

„Ja, und noch mehr als das.“

„Gefährlich?“

Sie nickte. „Ich kann Dir nicht Alles erklären, aber meine Liebe würde Dir kein Glück bringen, wenigstens nicht in Deinem Sinn.“

„Du willst also Dein Leben als Bestalin beschließen?“

Dragomira lächelte traurig. „Ich habe Allen entsagt, wonach das Herz eines Mädchens schmachtet, und ich glaube, ich habe recht daran gethan. Mir erscheint die Erde als ein Thal der Schmerzen, das Leben als eine unselige, thränenreiche Wanderung durch dieses Thal, die Natur als die große Verführerin, die unsre Seele an sich lockt, um sie zu verderben. Der Dämon, der einst als Schlange

im Paradiese die ersten Menschen versuchte, singt sein Sirenenlied jetzt, im rauschenden Waldesgrün, im Gemurmel silberner Wellen, in der schmeichelnden Musik des Zephirs und im melodischen Schluchzen der Nachtigall. Er regiert aber auch uns selbst, ohne daß wir uns dessen bewußt werden, er sucht uns mit holden Menschenstimmen zu überreden, uns durch das Rosen blühender Frauenlippen zu bethören, durch den treuherzigen Blick des Freundes, das Engelslächeln unschuldiger Kinderaugen. Ueberall liegen die Schlingen, sind wir von Nezen umgeben und ahnen kaum, wo die Sünde beginnt.“

„Und so meinst Du, ist es besser Allem zu entsagen, was das Leben schmückt?“

„Ja.“

„Das ist recht traurig.“

„Ich fühle mich ruhig und zufrieden dabei. Und deshalb will ich Dich lieben, wenn Du mein Freund sein willst, mein Bruder; aber niemals soll mich ein Mann mit sich fortreißen in den Wirbel der sündigen Welt.“

In diesem Augenblick wurde am Thore die Klingel gezogen, kurz danach klopfte es leise an die Thür. Cirilla erhob sich und ging hinaus. Im Korridor erwartete sie ein Weib, in ein graues

Tuch gehüllt. Bei dem matten Lichte der Lampe, die an der Wand angebracht war, wurde ein rundes, volles, scharfgezeichnetes Gesicht sichtbar und ein Paar dunkle Augen, in denen der ganze Zauber des Morgenlandes glühte. Die beiden Frauen flüsterten kurze Zeit miteinander, dann entfernte sich die Fremde wieder und Cirilla kehrte in das Zimmer zurück.

Als Jesim einen Augenblick aufstand, um an der Lampe seine Cigarette anzuzünden, flüsterte die Alte Dragomira in das Ohr: „Die Jüdin war da, die Wirthin zur rothen Schenke.“

„Was wollte sie?“

„Sie hat einen Fang gemacht und wollte wissen, ob sie auf Sie rechnen kann,“ sprach sie geheimnißvoll.

„Warum thut sie es nicht selbst?“

„Dazu fehlt ihr der Muth.“

„Dann will ich die Sache auf mich nehmen.“

„Gott wird es Ihnen lohnen, Herrin.“

„Und wann bedarf man meiner?“

„Das werden wir erfahren, wenn es an der Zeit ist.“

7. Anitta.

„Verwandte Seelen knüpft der Augenblick
des ersten Seh'ns mit diamant'nen Banden.“
Shakespeare.

Während Zesim sonst nur mit Dragomira beschäftigt gewesen war, dachte er jetzt mit einem Male an alles Andere, und so fiel ihm denn auch ein Brief ein, den ihm seine Mutter an Frau Dginska in Kiew, eine ihrer Jugendfreundinnen, mitgegeben hatte. Die Familie Dginski war eine der ältesten und angesehensten des dortigen Adels, reich, gebildet, liebenswürdig und in jeder Beziehung tadellos.

Zesim fuhr vor das kleine Palais, das in Alt-Kiew lag, gab dem Lakaien seine Karte und wurde sofort in den prächtigen, mit alten Gemälden, Gobelins und Waffen geschmückten Saal geführt, in welchem ihm Herr Dginski entgegenkam. Es war ein mittelgroßer Herr von nahe an fünfzig

Jahren mit dem unverkennbar noblen Typus eines polnischen Magnaten, schlank, brünett, lebhaft und gesprächig.

Nachdem die Herren sich eine Cigarre angezündet und kurze Zeit geplaudert hatten, kam Frau Dginska, eine kleine, sehr starke Dame von vierzig Jahren, welche unausgesetzt seufzte, man wußte nicht recht, ob über die Verschlechterung der modernen Welt, oder über ihre sie belästigende Rubens'sche Fülle. Zesim übergab den Brief, den Frau Dginska mit einiger Rührung las, und mußte derselben dann verschiedene Fragen in Bezug auf seine Mutter und sich selbst beantworten.

„Es ist sehr angenehm, daß Sie gerade jetzt zu uns kommen,“ sagte Frau Dginska dann, „unsre Tochter, Anitta, ist eben aus der Pension in Warschau zurückgekehrt. Ich hoffe, Sie werden sich befreunden, so wie Ihre Mütter einst ein Herz und ein Sinn waren.“

Zesim verneigte sich stumm, die Aussicht, eine Art großer lebender Puppe, für ein kaum den Kinderschuhen entwachsenes Fräulein abgeben zu sollen, begeisterte ihn vorläufig ganz und gar nicht, aber schon der nächste Augenblick sollte ihn vollständig befehren.

Plötzlich ging die Thür auf, die in den

Garten führte, und eine kleine, volle Brünette in einem Rosafleide, in der einen Hand einen Federball, in der andern das zum Schlagen desselben bestimmte Raquette, flog herein, warf einen raschen, fragenden Blick auf ihn und trat dann ein wenig verlegen hinter den Stuhl ihrer Mutter.

„Meine Tochter Anitta,“ sagte diese, „und hier der Sohn meiner lieben Freundin Jadewska, Zesim Jadewski. Ich hoffe, Ihr werdet Euch verstehen und Euch ein wenig lieb haben.“

Anitta machte einen Knix und bot Zesim die Hand, die er ehrerbietig an seine Lippen führte, dann blieb sie, den Blick zur Erde gesenkt und erröthend, vor ihm stehen. Zesim verschlang sie entzückt mit den Augen, es war das reizendste Geschöpf, das ihm bisher begegnet war, ihre liebliche Gestalt, die knospenden Formen, der schlanke, weiße Hals, das runde, frische Gesicht mit dem kleinen, trozigen, rothen Mund und dem allerliebsten Stumpfnäschen, das schwarze Haar, das sich in zwei dicken Zöpfen auf dem Rücken schaukelte, vor Allem aber die dunkeln, guten, schalkhaften Augen, Alles athmete den unwiderstehlichen Zauber holder, kindlicher Jungfräulichkeit.

Und als sie jetzt diese dunkeln, lieben Augen zu ihm aufschlug, da war es im Schicksalsbuch

entschieden, daß sein warmes reines Herz ihr gehörte und das ihre ihm für alle Zeiten.

„Kommen Sie also mit mir in den Garten,“ sprach sie mit einer Stimme, in der jubelnder Lärchensang wiedertönte, „ich will Ihnen meine Blumen zeigen, meine Tauben und Katzen und meinen Kuzig, Du erlaubst doch, Mama?“

„Gewiß, seid nur vergnügt, ihr großen Kinder, früh genug kommen die Enttäuschungen, die Trauer, der Schmerz.“

Anitta ging voran, und Jesim folgte die Stufen hinab. Am Fuße der Treppe nahm sie unbefangen seinen Arm und lächelte ihn sorglos an. „Bis jetzt habe ich mich vor den Offizieren stets gefürchtet,“ sagte sie, „aber vor Ihnen fürchte ich mich ganz und gar nicht.“

„Sie haben auch keine Ursache dazu, mein Fräulein, Sie wären im Stande mit einem einzigen Blick ein ganzes Heer zu Ihren Füßen niederzuwerfen.“

„Fordern Sie mich nicht heraus, sonst mache ich gleich mit Ihnen den Anfang.“

Sie gingen zwischen kunstvoll geordneten Blumenbeeten dem Hintergebäude zu, in dem sich Stall und Heuboden befanden. Auf einem freien Platz stand das Taubenhaus. Ein Paar weißer

Pfauentauben saß auf demselben, in der Sonne leuchtend und verliebt girrend. Als sie ihre junge Herrin nahen sahen, war es als hätten sie den anderen ein Kommando ertheilt, denn mit einem Male schossen von allen Seiten weiße Tauben herbei, setzten sich auf Anitta's Schultern und Hände und flatterten zu ihren Füßen. Sie holte rasch ein Körbchen mit Futter und streute letzteres mit vollen Händen unter die girrende, mit den Flügeln schlagende Gesellschaft.

„Nun wollen wir Mizka und ihre Familie besuchen,“ sagte sie lächelnd; „aber da müssen wir auf den Heuboden hinauf. Gehen Sie voran und reichen Sie mir die Hand.“

Zesim schnallte sofort seinen Degen ab, und lehnte ihn an die Mauer, dann stieg er die Leiter empor, und Anitta folgte, die kleine, weiche Hand fest in die seine geschmiegt. Kaum waren sie oben angelangt, empfing sie Mizka, eine große, gefleckte Kaze, mit hochehobenem Schweif und zärtlichem Miauen und stellte ihre Jungen vor, die sieben an der Zahl, aus dem Heu herbeigesprungen kamen.

Anitta nahm eines der Käzchen auf den Arm und küßte und streichelte es. „Wie hübsch sie sind und wie freundlich. Ich füttere sie täglich

selbst, und sie kennen mich jetzt schon alle. Sobald nur mein Kleid rauscht, sind sie schon da.“

Als sie wieder unten waren, nahm Anitta plötzlich Zesim's Degen und rief mit einem muthwilligen Blick: „Ich mache Sie zu meinem Gefangenen.“ Dann sprang sie davon, durch die Büsche, dem lauschigen Dickicht des Parkes zu. „Fangen Sie mich, sonst bekommen Sie Ihren Degen nicht wieder.“

Zesim folgte ihr, und nun begann eine lustige, anmuthige Jagd durch Hecken und Ranken, um die alten bemoosten Bäume herum, über Beete und Grasplätze, bis Anitta's Kleid an den Dornen eines Rosenstockes hängen blieb, und der junge Offizier sie mit einem Sacke ereilte und den Arm siegreich um ihre zierliche Taille schlang.

Sie lachte aus vollem Halse, und in diesem Augenblick der Ungebundenheit erschien sie noch schöner und liebreizender, denn an ihr war Alles edel und vornehm, und je mehr sie sich gehen ließ, um so hinreißender entfaltete ihre himmlische Natur alle ihre holden Wunder.

Sie setzte sich jetzt auf die nächste Bank, und es war unbeschreiblich süß sie Athem holen zu sehen, ihre kleinen Hände hielten noch immer den

Degen fest, und ihre munteren Kinderaugen lächelten Zesim an.

„Sie hätten mich nicht bekommen,“ sagte sie endlich, „wenn nicht der häßliche Rosenstrauch gewesen wäre.“

Zur Seite war eine kleine Wiese, von Sonnen- gold übergossen, auf der ein schwarzer Pony graste.

„Das ist mein Kutzig,“ sprach das süße Mädchen. „Papa hat ihn Kunstreitern abgekauft, weil ich ihn so liebgewonnen hatte, er folgt mir wie ein Hünd- chen und kann auch allerhand Künste.“ Sie rief und das niedliche Thier kam in der That sofort herbei und beschnupperte freundlich ihre Hände.

„Warte, mein Freund, Du mußt Dich jetzt auch produziren,“ sagte Anitta, indem sie seinen Hals klopfte und riß hierauf eine Gerte ab. „Komm!“ Sie schritt zu der nächsten Hecke und begann das Pferdchen anzufeuern. „Vorwärts, zeige, was Du kannst, hopp!“

Der Pony gehorchte mit einer gewissen Lust und setzte wiederholt über die Hecke. Dann warf ihm Anitta ihr Taschentuch, das er exakt appor- tirte, und endlich ließ er sich auf ihr Kommando vor ihr auf die Kniee nieder. Als Lohn bekam er aus den holden Händen zwei Stück Zucker.

„Er ist gut dressirt,“ sprach Zesim lächelnd,

„aber es ist kein so großes Verdienst einer so reizenden Herrin zu gehorchen, wer würde sich nicht gern unter ihre Befehle stellen!“

„Keine Komplimente, sonst bestrafe ich Sie.“

„Ich bitte darum.“

„Gut, ich nehme Sie beim Wort,“ rief Anitta voll entzückenden Uebermuthes, „wir wollen sehen, ob Sie so gelehrig sind wie mein Kuzig und ebenso gut pariren.“

„Ich erwarte Ihr Kommando.“

„Also, vorwärts, springen Sie.“

Zesim nahm einen Anlauf und setzte mit aller Eleganz über die Hecke.

„Nochmals, hopp!“

Der Sprung gelang wieder. Anitta lachte und klatschte mit kindlicher Freude in die Hände.

„Jetzt das Tuch, apport!“

Zesim brachte es.

„Und jetzt —“ Anitta hielt inne und erröthete.

„Ich bitte um das Kommando.“

„Also, auf die Kniee.“

Er gehorchte mit Vergnügen. „Jetzt bitte ich aber auch um den Zucker.“

Wieder tönte das zauberhafte Lachen des lieben Mädchens durch den stillen Garten, und der holde Silberton fand ein gleich melodisches

Echo in den Kronen der alten Bäume, aus denen die Stimme der Finken und Meisen Antwort gaben.

„Hier,“ sagte Anitta und schob mit ihren rosigen Fingern Jesim ein Stück Zucker in den Mund, dann hob sie ihn, der noch immer vor ihr auf den Knien lag, auf und fragte ihn, ob er ihr böse sei.

„Weshalb?“

„Weil ich so ungezogen bin, aber Sie werden bald sehen, daß es nicht böse gemeint ist und daß ich Ihnen bei allen Pöffen, die ich Ihnen spiele, doch von Herzen gut bin.“

„Ist das auch wahr?“

„Gewiß, warum sollte es nicht sein?“

Er hatte ihre Hand ergriffen und küßte dieselbe wiederholt. Sie machte sich endlich los und reichte ihm den Degen. „Jetzt gehen Sie, Jesim, ich habe heute eine Klavierstunde, aber kommen Sie bald wieder Nachmittags, wenn es hübsch ist, so daß man im Garten spielen kann. Vielleicht morgen?“

„Ich werde kommen, ich bin glücklich, daß Sie es mir erlauben.“

Nachmittags kam ein anderer, ebenso unerwarteter Besuch zu Oginski, der Jesuit Pater Glinski.

Es war dies einer jener polnischen Priester, welche in einer Person den feinen Weltmann, den glühenden Patrioten und den eifrigen Diener der Kirche vereinigen. Er genoß ein großes Ansehen als Prediger und als der vormalige Erzieher des Grafen Soltyk, als der einzige Mensch, der auf diesen einigen Einfluß hatte, und als eine Art Haushofmeister dieses mächtigen und reichen Magnaten.

Sein Aeußeres war viel mehr das eines Diplomaten als eines Theologen. Die nicht zu große, feine Gestalt, der wohlgebildete Kopf mit den distinguirten Zügen, von braunem Haar umrahmt, die ruhigen, intelligenten Augen, die Jedem bis auf den Grund der Seele zu blicken schienen, die eleganten Manieren, die gewählte Sprache, Alles deutete darauf hin, daß Pater Glinzki sich auf dem glatten, geräuschlosen Parquet der Paläste heimischer fühlte als auf den widerhallenden Steinplatten der Kirchen, und daß er es besser verstand, den Vertrauten und Rathgeber im Boudoir als im wurmstichigen Beichtstuhl zu spielen.

„Ich dachte, Sie wären noch in Chomtschin,“ rief Dginski dem eintretenden Jesuiten entgegen.

„Wir sind gestern zurückgekehrt,“ erwiderte

Pater Glinzki, „der Graf begann sich zu langweilen, und da heißt es gleich die Zelte abbrechen.“

„Wissen Sie schon, Hochwürden, daß Anitta zurück ist?“

„Wirklich? das liebe Kind! Sie ist wohl schon ein ganzes Fräulein? Wo steckt sie denn, kann ich sie sehen?“

„Sie ist im Garten mit ihren Freundinnen, ich werde sie rufen lassen.“

„Nein, nein, ich will sie selbst auffuchen.“
Der bewegliche Mann nahm seinen breitkrempigen, schwarzen Hirtenhut und eilte die Steintreppe hinab in den Garten. Hier fand er Anitta und noch ein halbes Duzend anderer junger Mädchen, alle frisch, hübsch und frohen Sinnes, auf der Wiese Federball spielend.

Als Anitta ihn erkannte, lief sie ihm entgegen und nahm ihn um den Hals.

„Was fällt Ihnen ein, mein Fräulein, Sie sind kein Kind mehr,“ wendete der Jesuit ein wenig verlegen ein, während sein erfahrener Blick die holde Gestalt mit aufrichtigem Wohlgefallen musterte.

„Kind oder nicht,“ rief Anitta, „ich habe Sie doch lieb, Pater Glinzki, und da hilft nichts, Sie müssen mit uns Blindekuh spielen.“

„Ich — das geht doch nicht.“

„Sie werden sehen, wie gut das geht.“

Die ausgelassene Bande nahm den widerstrebenden alten Herrn in die Mitte, die eine der jungen Damen bemächtigte sich seines Hutes, die andere seines spanischen Rohres, die dritte gab ihr Taschentuch her, die vierte stellte sich vor ihn, um festzustellen, ob er nicht sehen könne, und Anitta verband ihm die Augen. Nun stand der Pater mitten auf der Wiese, und die reizenden Mädchen sprangen um ihn herum und neckten ihn unter muthwilligem Gelächter, das sich immer mehr steigerte, je eifriger er eine von ihnen zu fangen suchte. Zuletzt schloß er statt Anitta, die er zu erhaschen meinte, den Pony in seine Arme und wurde von den jubelnden Mädchen auf dem Rücken desselben im Triumphe durch den Garten geführt.

8. Die rothe Schenke.

„Der Tag des Gerichts ist nahe.“
Krajinsti.

Dragomira war schon lange wach, als Cirilla auf den Fußspitzen in das Gemach trat. Sie lag, von ihrem Haar wie von einer goldenen Mähne umwogt, in den weißen Kissen und richtete sich auf dem linken Arm auf, als sie die Alte erblickte. „Ich weiß nicht,“ sagte sie, „ich bin müde heute, ich würde am liebsten liegen bleiben und träumen.“

„Das können Sie immerhin, meine schöne Herrin,“ erwiderte Cirilla, „nur bis zum Abend heißt es frisch und guten Muthes sein. Die Jüdin war da.“

„Was wollte sie?“

„Man bedarf Ihrer heute in der rothen Schenke.“

„Heute Abend?“

„Ja, um zehn.“

„Gut.“

Dragomira träumte weiter, Mittags kam Zesim und wurde nicht vorgelassen. Nach dem Diner ging Dragomira mit Cirilla aus. Sie besah sich noch einmal die Lage der geheimnißvollen Schenke und ließ sich sodann das Haus des Kaufmanns Sergitsch zeigen, dem die Alte bei dieser Gelegenheit ein Billet ihrer Herrin überbrachte. Später kam Barichar mit einer großen Reisetasche, welche er dem Kaufmann einhändigte.

Abends verließ Dragomira, dicht eingehüllt und verschleiert das Haus und ging zu Sergitsch. Sie fand Alles geschlossen; als sie jedoch die Klingel zog, kam ein Junge, der ihr die Thür öffnete und sie in aller Stille in das erste Stockwerk führte, wo Sergitsch sie in einem kleinen Hinterstübchen, dessen Fenster mit hölzernen Läden geschlossen war, erwartete. Er empfing Dragomira mit einer gewissen Unterwürfigkeit, nöthigte sie auf dem Divan Platz zu nehmen und blieb selbst ehrerbietig vor ihr stehen.

„Sie wissen, um was es sich handelt?“ begann Dragomira.

„Ich bin von Allem unterrichtet und erwarte Ihre Befehle, ich bitte mich ganz als ihren Diener zu betrachten, mein gnädiges Fräulein.“

„Kann es Verdacht erregen, wenn man mich zu Ihnen kommen, oder aus Ihrem Hause gehen sieht?“

„Nicht im Mindesten,“ sprach Sergitsch, „ich bin Vorstand der Bruderschaft zum Herzen Jesu. Es kommen viele Leute zu mir, besonders Frauen.“

„Sind meine Sachen hier?“

„Ja, gewiß;“ er brachte die Tasche.

„Dann bitte ich mich allein zu lassen.“

Als Dragomira eine Viertelstunde später das Haus des Kaufmanns verließ, hatte sie, wie ein Schmetterling den bunten Flügelstaub, alles Weibliche an sich verwischt und sich in einen hohen, schlanken, schönen Jüngling verwandelt. Sie trug hohe, schwarze Stiefel, weite Beinkleider von dunkelblauem Tuch, die in dieselben gesteckt waren und in schweren Falten hervorquollen, einen langen, anschließenden Rock von demselben Stoff, der schwarz verschnürt und mit dunkelbraunem Kürz besetzt und gefüttert war, auf dem kunstvoll zusammengeballten blonden Haar eine runde Mütze von demselben Pelzwerk und einen langen, dunkeln Radmantel um die Schultern. Sie hatte einen Dolch zu sich gesteckt und einen Revolver, den sie vorher geladen hatte.

Sie fand die Straße vor der Schenke leer

und matt erleuchtet, die Thür, die sich in der Mauer befand, gab dem Druck ihrer Hand nach, sie durchschritt den Hof und gab vor der Schwelle des Hauses das verabredete Zeichen, einen kurzen Pfiff. Sofort huschte die Wirthin Bassi Racheses aus der Schenke, und näherte sich ihr, den Finger auf die Oberlippe gelegt.

„Er ist da,“ wisperte sie.

„Herr Pikturmo?“

„Ja, wollen Sie mit ihm reden?“

„Es ist meine Pflicht einen Versuch zu machen, ehe ich ihn opfere.“

„So gehen Sie hinein,“ erwiderte Bassi, „aber es führt zu nichts, der muß zur Schlachtbank geführt werden wie ein Ochse, und das besorge ich besser als Sie. Er ist so vernarrt in mich, daß ich Alles mit ihm beginnen kann, was ich nur will.“ Nachdem sie sich mit Dragomira verständigt hatte, schlüpfte sie wieder in die Schenke, und das schöne Mädchen näherte sich dem Fenster und blickte in die erleuchtete Stube.

Es war ein weiter Raum mit geschwärzten Wänden, an denen ein paar Kupferstiche hingen, der Schanktisch sperrte die Thür, welche in das Wohnzimmer führte. Zu beiden Seiten standen Tische und Bänke. Im Winkel beim Ofen saß

ein junger Mensch von etwa zwanzig Jahren und schien zu schlummern. Es war Juri, wie ihr die Jüdin gesagt hatte, einer ihrer Genossen und einer der wildesten und entschlossensten. Vor dem Schanktisch lag in einem alten Lehnstuhl, aus dem allerorten das Berg hervorkroch, ein junger Mann von hoher Statur und kräftigem Gliederbau, aus dessen rundem, von schwarzem, lockigem Haar umwallten Gesichte eine gewisse Blödigkeit und ein apathischer Gleichmuth sprachen. Seine runden, schwarzen Augen stierten die schöne, üppige Jüdin an, welche neben ihm auf der Lehne des Stuhles saß und ihm mit einem listigen Lächeln ihre weißen, fleischigen Hände überließ.

Das war Wlastimil Pikturmo, der Sohn eines reichen polnischen Gutsherrn, der an der Kiewer Universität studirte.

Langsam trat Dragomira in das Haus und dann in die Schenkstube. Bassi machte sich los und flog ihr dienstfertig entgegen. „Guten Abend, junger Herr,“ rief sie, „womit kann ich dienen? eine Flasche Wein vielleicht oder einen Cognac.“

„Ja, einen Cognac,“ gab Dragomira zur Antwort und ließ sich an dem nächsten Tische nieder. Nachdem Bassi den Cognac gebracht, winkte Pikturmo sie zu sich heran. „Wer ist das?“ fragte er.

„Ich sehe ihn zum ersten Mal.“

„Du lügst, es ist wohl ein neuer Verehrer?“

„Unfinn.“

„Wie heißt er?“

„Was weiß ich? fragen Sie ihn selbst.“

„Sie machen wohl auch Ihre Studien in Kiew, mein Herr,“ begann Pikturmo, seine Knie-
glieder dehnend.

„Nein, ich bin nur auf der Durchreise hier.“

„Nach Odessa wohl?“

„Ja, nach Odessa.“

Eine Pause entstand. Die Jüdin machte sich
absichtlich auf dem Schanktisch zu schaffen und
verließ dann mit Gläsern und leeren Flaschen
beladen die Stube.

„Ein prächtiges Weib, was?“

„Die Jüdin?“

„Ja.“

„Ich bin vollkommen gleichgültig gegen
Frauen,“ sprach Dragomira, „ja, sie langweilen
mich.“

„Ah! ein Mann der neuesten Schule. Aus
der Zeit der Eugen Onägin und Petschorin wären
wir glücklich heraus. Das Weib ist uns keine
Sphinx mehr, die uns tödtliche Räthsel aufgibt,

sondern ein Thier, das niedriger organisirt ist als wir selbst.“

„Geben Sie Acht, es giebt auch Raubthiere, die uns ebenso zierlich zerfleischen wie eine Sphinx.“

„Mag sein, aber wenn man jung ist, fragt man wenig danach, was für schreckliche Folgen aus unseren Leidenschaften entstehen können, man lebt, genießt, schlägt die Zeit todt.“

„Wenn es nur dafür stünde zu leben.“

„Trentowski!“ *)

„Ich habe ihn nie gelesen.“

„Weshalb verachten Sie also das Leben, Sie, in Ihren Jahren?“

„Weil ich seine Nichtigkeit erkannt habe,“ gab Dragomira zur Antwort, „ist es etwas Anderes als eine Pilgerschaft? Sind wir hier auf Erden nicht in einer Art Fegefeuer? Nennen Sie mir einen Genuß, eine noch so kleine Freude, die Sie nicht mit dem Schweiß, den Thränen, dem Blute Anderer erkaufen würden? Ich sehe in der Natur überall nur Diebstahl, Raub, Mord, Sklaverei, und deshalb graut mir vor ihr und ihren Gaben.“

*) Der polnische Schopenhauer.

Wir haben nur eine Weisheit, und diese heißt Entsagung.“

„Bah! Sie sollten Pfaff werden,“ rief Pikturmo mit einem bäuerischen Lachen. „Sie haben Talent dazu, aber hier ist nicht der Ort, Predigten zu halten. He! Bassi! eine Flasche Wein! mich befehren Sie nicht.“

Die Jüdin brachte eine solche, entkorkte sie und schenkte ein.

„Noch ein Glas für den Herrn, ich darf Sie doch einladen?“

„Ich nehme es an, wenn Sie ein andermal mein Gast sein wollen.“

„Abgemacht.“

Dragomira stieß mit Pikturmo an.

„Sie sind wohl Mediziner, weil Sie in dieser galligen Weise das Leben auffassen?“ fragte jetzt Pikturmo und zündete sich eine Cigarre an.

„Nein — Philosoph.“

„Ein bartloser Sokrates! Ich dachte, man muß auch eine Kantippe besitzen, um ein Weltweiser zu werden.“

„Spotten Sie nicht,“ gab Dragomira ernst, die eisigen blauen Augen auf ihn geheftet, zur Antwort, „der Jammer, das Elend, die Zuckungen der Gemarterten, die Flüche der Betrogenen, das

Weinen der Verlorenen, von denen der bunte Teppich der Erde erfüllt ist, lassen sich nicht wegspotten. Versenken Sie erst einmal Ihren Blick in das Weltgetriebe und dann in sich selbst, und Sie werden schauern.“

„Ich will aber nicht schauern,“ rief Pikturmo laut, „ich will lustig sein. Nehmen wir an, Sie hätten recht, dann müßten wir um so mehr zu vergessen trachten, und wo finden wir Vergessen? Im schäumenden Becher und durch ein rothes Lippenpaar. Es lebe die Freude! Stoßen Sie an!“

„Nein.“

„Auf was wollen Sie denn trinken?“

„Auf ihn, der uns Erlösung bringt und Freiheit,“ sprach Dragomira, ihr Glas erhebend, „auf den Tod!“

„Unsinn!“ Pikturmo stellte sein Glas klirrend nieder, während Dragomira das ihre mit einer Art Weihe leerte.

In diesem Augenblick trat eine Kotte betrunkenen Fabrikarbeiter in die Schenke und füllte den ganzen Raum mit ihrem schlechten Tabak und ihrem Branntweingeruch.

Dragomira reichte Pikturmo die Hand.

„Sie gehen?“

„Ja, ich liebe diese Art Gesellschaft nicht.“

„Auf Wiedersehen also.“

Im Hofe fand Dragomira die Jüdin. „Nun, was sagen Sie? Habe ich wahr gesprochen? Ich kenne ihn besser. Zu befehlen ist der nicht.“

„Ich will ihn doch noch einmal sprechen.“

„Wozu?“ zischte die Jüdin schlangengleich, „wir verlieren nur Zeit, und schließlich entkommt er uns noch. Heute ist er in mich verliebt und wirbt um mich, morgen, wenn er entdeckt, daß er nichts zu hoffen hat, oder wenn ihm eine Andere besser gefällt, flattert er davon. Glauben Sie mir, wenn Sie entschlossen sind, so muß es jetzt geschehen, jetzt oder nie.“

„Heute?“ fragte Dragomira rasch. Ein leichter Schauer ging durch ihre Glieder.

„Nicht heute und nicht hier, aber in den nächsten Tagen. Haben Sie Muth durch den Wald zu reiten, wenn es finstere Nacht ist?“

„Ich schrecke vor nichts zurück, wo es eine Seele zu retten giebt.“

„Also in den nächsten Tagen.“

„Wo?“

„Das werden Sie durch Cirilla erfahren.“

„Gut,“ antwortete Dragomira, „dann liefere Du ihn mir, und ich will ihn opfern.“

Die Jüdin nickte mit einem Lächeln, das gar seltsam war. Wenn Tiger lächeln könnten, so wäre es ohne Zweifel in dieser Weise. Dragomira trat vorsichtig auf die Straße, Niemand war in der Nähe. Sie hüllte sich in den Mantel und schritt rasch dem Hause des Kaufmanns Sergitsch zu, wo sie eilig ihre Metamorphose vornahm und dann wieder als elegante Modedame auf das Trottoir, in den Glanz der Gasflammen hinaustrat.

Sie war nicht lange gegangen, als ein junger hübscher Mann ihr entgegen kam, sie fixirte und dann, von der hohen, vornehmen Frauengestalt gefesselt, ihr folgte.

Sie bemerkte es und wurde unruhig. Um ihm zu entkommen, bog sie von ihrem Wege ab, wandte sich dem belebtesten Theile Alt-Kiew's zu und beschleunigte ihre Schritte. Sie hoffte, daß er sie im Gedränge aus dem Auge verlieren werde, aber sie täuschte sich, der Verfolger blieb stets auf ihren Fersen. Jetzt blieb sie an einem Tabakladen stehen, sie wollte ihn vorbei lassen, doch er faßte neben ihr Posto und sah sie von der Seite an. Sie erwiderte seinen Blick kalt und drohend, sie rechnete darauf, ihn einzuschüchtern, aber auch diesmal rechnete sie falsch.

„So schön und so unbarmherzig,“ flüsterte der junge Mann, „eine Liebesgöttin aus Eis.“

Dragomira beachtete diese Worte nicht und setzte ihren Weg fort, aber jetzt um Vieles langsamer und vollkommen ruhig, sie wußte jetzt, daß die Verfolgung nur ihrer Schönheit galt, und da sie muthig genug war, sich gegen ein Heer zudringlicher Verehrer zu vertheidigen, so sagte sie sich, daß sie nichts zu fürchten habe und wendete sich wieder Podal zu.

Der junge Mann folgte ihr bis zu ihrem Hause, und als sie die Glocke zog, harrte er respektvoll in einiger Entfernung, bis das Thor geöffnet wurde und sie in dem Flur verschwand.

Oben angelangt verbot Dragomira der Alten Licht zu bringen und trat vorsichtig an das Fenster. Da stand der Schwärmer noch immer in der Straße und schmachtete zu ihr empor. Dragomira zuckte verächtlich die Achseln. „Träume nur,“ murmelte sie, „träume süß, um so schrecklicher wird das Erwachen sein.“

9. Graf Soltyk.

„Je höher ein Mensch, desto mehr steht
er unter dem Einfluß der Dämonen.“
Goethe.

Die milde Sonne eines heiteren, frostigen Oktobertages beschien den prächtigen Palast des Grafen Soltyk. Es war dies ein seltsames, phantastisches Gebäude, im Laufe der Zeiten zu einer kleinen Welt angewachsen, in dem Stil und Material bunt durcheinander gewürfelt waren, auf Cyclopenmauern schien ein altpolnisches Wojewodenschloß gepfropft, an einen byzantinischen Prachtbau eine barocke Eremitage der Roccocozeit gefleht.

In einem der weiten, mit Statuen und Gemälden geschmückten Säle wartete eine Anzahl Menschen aus den verschiedensten Ständen auf den Augenblick, wo der Graf sie vorlassen würde, denn zu dieser Stunde erteilte er, gleich einem

Monarchen, Audienz. Alle fürchteten ihn, und doch kamen sie, um seine Gunst zu betteln, und suchten den alten Kammerdiener auszuforschen, ob der Graf auch gnädig gestimmt sei.

Wie er jetzt in seinem Arbeitskabinet saß und die eingelaufenen Briefe überflog, war er das Bild eines jungen, schönen, despotischen Sultans. Sein Kopf, von schwarzem Haar und einem kurz geschnittenen Bart umrahmt, mahnte an die edelsten Gebilde hellenischer Meister, aus dem zart gefärbten, weißen Gesicht blickten zwei dunkle Augen, in denen neben Gluth und Stolz, Kraft und Kühnheit etwas Räthselhaftes, halb Lauerndes und halb Bedrohendes lag. Seine schlanke Gestalt war wenig über Mittelgröße, aber von der göttlichen Muskulatur eines römischen Fechters und den tadellosen Proportionen eines hellenischen Dionysios. Er trug Stiefel von rothem Saffian, einen langen Schlafpelz von gelbem Atlas, mit Hermelin gefüttert und ausgeschlagen und ein Fez auf dem Kopfe.

Jetzt warf er die Briefe weg und klingelte. Sofort erschien ein junger Kosak, der auf einem silbernen Brett den Kaffee brachte. Der Arme bebte unter dem kalten Tigerblick seines Herrn, und in der Todesangst, keinen Verstoß zu begehen,

ließ er die alte Tasse mit dem Bilde Stanislaus August's zur Erde fallen, wo sie klirrend zerbrach. Einen Augenblick stand er wie gelähmt da, dann stürzte er vor dem Grafen in die Kniee. „Vergebung, Euer Hochgeboren, Vergebung, ich habe es nicht mit Willen gethan,“ bat er mit erhobenen Händen.

Der Graf sah ihn an. „Wußtest Du nicht, daß diese Tasse noch von meiner Großmutter herrührt?“

„Erbarmen, Herr!“ winselte der Kosak.

„Gieb ein andermal besser Acht,“ murmelte der Graf, „und jetzt marsch! Hundebhut!“ Ein energischer Fußtritt, und der Unglückliche raffte sich auf und verschwand.

Nachdem der alte Kammerdiener ihm eine andere Tasse gebracht und seinen Tschibuk angezündet hatte, fragte er wer draußen sei.

„Ein paar Juden, der Verwalter von Chomtschin, der Geiger Brodezki, einige Bauern —“

„Führe sie der Reihe nach herein, so wie sie gekommen sind, nur wenn der Polizei-Kommissar kommen sollte, den laß mir sofort herein.“

Es wahrte nicht lange, so zwängten sich vier Juden durch die halbgeöffnete Thür herein und

führten dann, sich immer wieder verneigend, eine Art Pagodenspiel auf.

„Was wollt Ihr?“ fragte der Graf lächelnd.

„Wir kommen in Demuth ersterbend,“ begann der Sprecher des Quartetts, „um zu erflehen eine große Gnade von dem hoch und edelgeborenen Herrn Grafen für uns und unsere Familie.“

„Wie nennt Ihr Euch!“

„Ich bin der Wolf Leiser Rosenstrauch, wenn der gnädige Herr Graf nichts dagegen haben, dies ist mein Schwiegervater, dies mein Schwager und hier mein Bruder, und unten stehen noch meine Schwiegermutter, meine Schwester und meine Frau mit meinen sieben lebendigen Kindern.“

„Und Eure Bitte?“

„Es ist zu vergeben die Schenke auf dem Gute Popafa des gnädigen Herrn Grafen, und da wage ich —“

„Gut, ich kenne Dich, Wolf Rosenstrauch, Du bist ein ordentlicher Mensch, Du sollst die Schenke haben.“

„Gott segne Sie, Herr Graf, und Ihre Kinder und Enkel —“

„Warte nur, so ohne Weiteres bekommt Ihr die Schenke nicht.“

„Was sollen wir thun, Euer Hochgeboren?“

„Ihr sollt hier auf der Stelle eine Quadrille vor mir tanzen.“

„Wai geschrien, wie sollen wir tanzen ohne Musik!“

Der Graf klingelte und befahl, der Kutscher möge mit seiner Geige erscheinen. Nachdem dieser zur Stelle war und sein elendes Instrument gestimmt hatte, begann er auf demselben etwas zu kragen, was ein Kontretanz sein sollte, und die vier Juden in ihren langen Kastanen begannen zu tanzen und gleich Böckchen hin und her zu springen, während der Graf sich an dem tollen Schauspiel weidete und von Zeit zu Zeit in ein lautes, fast kindliches Lachen ausbrach.

Nachdem die Juden sich unter begeisterten Danksgagungen entfernt hatten, kam der Gutsverwalter von Chomtschin herein, verlegen und bleich, denn der Graf hatte ihn citirt und das bedeutete nichts Gutes.

„Ich höre schöne Dinge von Ihnen,“ begann Soltyk, kalt und nachlässig in die weichen Felle seines Schlaspelzes versunken, „Sie spielen ja bereits den Herrn auf meinem Schlosse. Wer hat Ihnen befohlen, den Kastellan fortzuschicken?“

„Er war ein Trunkenbold, Herr Graf, und so dachte ich —“

„Sie haben nichts zu denken, sondern zu gehorchen. Ich erinnere mich auch nicht, daß ich Sie angewiesen hätte, eine neue Scheune zu bauen.“

„Die alte war uns abgebrannt, Herr Graf.“

„Das hätten Sie berichten sollen. Auch haben Sie hundert Eichen fällen lassen —“

„Diese — ich dachte — weil sie uns sehr gut bezahlt worden sind.“

„Ich sehe, daß Sie zum Diener nicht mehr geeignet sind,“ schloß Soltyk, „und somit entlasse ich Sie.“

„Um Gotteswillen, Herr Graf,“ flehte der Berwalter, „stoßen Sie mich doch nicht gleich mit Weib und Kind auf die Straße hinaus.“

„Es bleibt dabei. Gehen Sie.“

„Ich müßte mich erschießen, Herr Graf, erbarmen Sie sich. Bestrafen Sie mich, aber machen Sie mich nicht brotlos.“

„Wie soll ich Sie bestrafen,“ sagte Soltyk lauernd, „wenn ich ein Exempel statuiren, habe ich sofort die Behörden auf dem Halse.“

„Ich werde mich nicht beklagen, ich füge mich Allem, nur behalten Sie mich in Ihren Diensten, Herr Graf.“

Soltyf lächelte. „Sie fahren auch vierspännig, wie man mir sagt, und ihre Frau läßt sich pariser Toiletten und Hüte kommen, wie wäre das möglich, ohne daß ich bestohlen würde? Zur Strafe und damit Sie wieder Demuth lernen, will ich aus Ihnen meinen Hofhund machen.“

Soltyf klingelte.

„Der Herr hier,“ befahl er dem Kammerdiener, „kommt sofort in die Hundehütte und an die Kette. Erst bei Anbruch der Dunkelheit wird er frei gelassen.“ Dann wendete er sich zu dem Verwalter. „Sie haben doch eine Uhr?“

„Zu dienen.“

„Also, alle zehn Minuten haben Sie laut zu bellen, verstanden?“

„Vollkommen, Herr Graf.“

Soltyf nickte mit dem Kopfe, und der unglückliche Verwalter schlich beschämt und gebrochen zur Thür hinaus.

In demselben Augenblick kam der Polizeikommissar Bedroßeff und wurde sofort vorgelassen.

Der Graf erhob sich und reichte ihm die Hand.

„Was bringen Sie?“

„Alles in Ordnung, aber es hat Geld gekostet.“

Der Graf athmete auf. Es war diesmal eine gar böse Geschichte, in die ihn sein neronisches

Temperament hineingerissen hatte, und Bedroßeff konnte ihm immerhin wie ein rettender Engel erscheinen. Der Pfarrer auf einem der Güter des Grafen hatte sich geweigert, einen Selbstmörder auf dem Friedhof zu bestatten. Da hatte Soltyk geschworen, ihn selbst dafür begraben zu lassen, und er war der Mann, seinen Schwur auszuführen. Der arme Pfarrer wurde auf seinen Befehl ergriffen, in einen Sarg gelegt, der Deckel geschlossen und dann der Sarg in ein offenes Grab gesenkt und mit einer leichten Schicht Erde bedeckt. Allerdings war damit der barbarische Spaß zu Ende, und der Graf ließ den lebendig Begrabenen eilig wieder aus dem Grabe und dem Sarge holen, aber der Unglückliche verfiel in ein hitziges Fieber und starb nach wenigen Tagen an den Folgen des gräßlichen Scherzes. Nun hatte Bedroßeff diese fatale Affaire glücklich aus der Welt geschafft und wurde von dem freigebigen Magnaten reich dafür beschenkt.

Nachdem der Graf dann noch die Beschwerden einiger Bauern angehört und den jungen Geiger Brodezki, den er auf seine Kosten ausbilden ließ, und der verschiedene leichtsinnige Schulden gemacht, ohne Weiteres mit Ohrfeigen traktirt hatte, war die Audienz zu Ende, und wie jeden Tag,

kam auch diesmal sein ehemaliger Erzieher, der Jesuit Pater Glinzki, mit dem Soltyk jederzeit gern plauderte und ab und zu auch eine Partie Schach oder Trik-Trak spielte. Der Pater war der einzige Mensch, der auf den Grafen einigen Einfluß besaß, vielleicht nur deshalb, weil er es nie merken ließ.

„Guten Morgen, Hochwürden,“ begann Soltyk, den Jesuiten begrüßend, „was giebt es Neues?“

„Das Neueste ist, daß Anitta Dginski zurückgekehrt ist.“

Der Graf zuckte mit einer vornehmen Geringschätzung die Achseln.

„Mein lieber Graf, Sie urtheilen etwas voreilig,“ fuhr Glinzki fort, „diese Anitta, die jetzt im Palais Dginski umherhüpft wie ein Sonnenstrahl, kennen Sie ganz und gar nicht. Es ist ein Geschöpf, das mit einem Male aus einer Blume gestiegen oder von einem Sterne herabgefallen ist, in jeder Beziehung vollkommen. Sehen Sie das Fräulein und dann widerlegen Sie mich.“

„Es ist ja möglich, sie versprach hübsch zu werden.“

„Es ist die schönste Dame unseres Adels heute,“ sagte Glinzki, „und mit so glänzenden

Vorzügen des Geistes und Herzens ausgestattet, daß, wenn ich Graf Soltyk wäre, diese und keine andere meine Frau werden müßte.“

„Sie wollen mich verheirathen?“

„Ich mache keine Winkelzüge,“ gab der Jesuit zur Antwort, „das wissen Sie, mein lieber Graf, und ebenso gut weiß ich, daß Sie niemals meinem Rathe, sondern stets nur Ihrem Kopfe folgen werden, aber ich würde wünschen, daß Sie eine Frau nehmen, und dieses wilde Leben endlich aufgeben.“

„Und weshalb?“

„Weshalb?“ sprach der Jesuit, „weil ich Sie liebe, und weil ich eine Ahnung habe, daß dies Alles einmal ein böses Ende nehmen wird.“

„Glauben Sie, daß mich eine solche Perspektive erschreckt?“ sagte Soltyk mit einer unnachahmlich stolzen Bewegung seines schönen Kopfes, und während das königliche Pelzwerk elektrisch um ihn knisterte, „ich will nicht alt werden, und ich will nicht wie diese Dugendmenschen enden. Am liebsten möchte ich wie Sardanapal in einem Flammenmeer zum Himmel steigen. Das Leben hat nur dann Werth, wenn man es verachtet, der Welt die Faust zeigt und den Menschen den Fuß auf den Nacken setzt. Wie lange dauert

denn diese ganze Komödie? Ist es denn noch der Mühe werth zu leben, wenn die Pulse stocken und das Haar erbleicht? Ich danke für diese lächerlichen Großvaterfreuden, für diese ganze bürgerliche Glückseligkeit. Ich hätte sollen auf einem Thron geboren werden, die Welt zu meinen Füßen sehen und über Millionen gehorsamer Sklaven gebieten, die auf meinen Wink die Hände regen und in den Tod gehen, dann hätte ich Großes, vielleicht Unsterbliches geleistet, so bin ich aber in einen Kreis gebannt, der mich beengt, in ein Leben, das mich langweilt. Ich komme mir manchmal wie ein Löwe vor, der davon träumt, die Wüste zu durchheilen und in einen Käfig gesperrt ist, in dem er sich eben bequem ausstrecken kann.“

„Es giebt noch genug Gutes und Großes zu thun,“ erwiderte der Jesuit nach einer Pause, „und dann haben Sie auch Pflichten. Soll Ihr Name, soll Ihre Familie mit Ihnen ausgelöscht?“

Soltyk versank in Nachdenken. „Ein Weib ist nicht im Stande, mein Leben auszufüllen,“ sprach er dann, „es ist mir eine Blume, die ich breche und dann wegwerfe, weiter nichts — — — aber ich will Anitta sehen, warum nicht? Ich wage ja nichts dabei.“

„Gewiß, ich gebe Ihnen vollkommen Recht,“
murmelte der Jesuit, er hatte Mühe nicht zu lächeln;
„aber wollen wir nicht eine Partie Schach
spielen?“

„Gewiß, spielen wir.“

10. Der Wolf.

„Am schönsten ist die Rose,
Wenn ihre Knospe bricht.“
Walter Scott.

Es war ein frischer, aber sonniger und angenehmer Nachmittag, und so wurde Zesim, als er zu Dginski kam und seinen Mantel abgeworfen hatte, sofort in den Garten gewiesen, wo Anitta mit ihren Freundinnen auf der großen Wiese Reifen spielte. Als die vier jungen Damen den hübschen Offizier herankommen sahen, hatte plötzlich eine jede von ihnen irgend etwas an ihrer Toilette zu ordnen, nur Anitta nicht, sie ging Zesim rasch und ohne jede Koketterie entgegen und bot ihm die Hand. Ihre Wangen glühten um die Wette mit den lustigen Augen, und die Kazabaika, die sie trug, von blauem Samt und mit dunklem Stunks gefüttert und besetzt, frachte bei jeder Bewegung ihrer raschen munteren Glieder in den

Nächten, sie glich einer Rose, die eben ihr duftiges Gefängniß sprengt.

„Gut, daß Sie da sind,“ sagte sie, „jetzt wollen wir ordentlich herumjagen.“ Dann stellte sie ihn ihren Freundinnen vor, die ihm ihrerseits die hübschesten Knixe machten, zuerst Fräulein Henryka Monkony, eine schlanke Sylphe mit reichen braunen Flechten und schwärmerischen blauen Augen, dann Kathinka Kalatschenkoff, hoch gewachsen, stolz, mit einem impertinenten Näschen, dunklem Haar und dem Blick einer Gazelle, und zuletzt Doria Dorgwilla, eine volle Blondine mit einem feinen, entzückenden Profil.

„Spielen Sie Reifen mit uns?“ fragte diese langsam, wie wenn ihr die Worte auf der Zunge lasten würden.

„Nein, wir spielen Wolf,“ fiel Anitta ein, „das ist amüsanter.“

Sofort wurden die Reifen an die Zweige des nächsten Baumes gehängt und die Stöcke in das Gras geworfen.

„Wer soll der Wolf sein?“ fragte Henryka.

„Natürlich Herr Jadewski,“ erwiderte Anitta.

„Und Sie, meine Damen?“ fragte dieser, den Degen abschnallend.

„Wir sind die Hunde, die den Wolf jagen.“

„Und was geschieht, wenn der Wolf gefangen wird?“

„Dann können wir nach Belieben mit ihm verfahren,“ rief Anitta, „Sie haben zehn Minuten Zeit, sich zu verstecken, dann beginnt die Jagd, Sie können jede List gebrauchen, um uns zu entkommen, aber Sie dürfen den Garten nicht verlassen.“

Zesim verneigte sich, und die Damen flogen wie eine Schaar bunter Falter in das Haus. Es hatte sich bald ein köstliches Versteck gefunden; vor dem Glashause lagen Strohmatte aufgeschichtet, eine derselben bildete eine Art Zelt, hier verbarg er sich, doch so, daß er den Garten weithin übersah. Obwohl es nur einem Spiel galt, ergriff ihn doch eine eigenthümliche Aufregung, als das helle Lachen der Mädchen ihm verrieth, daß die zehn Minuten um waren, und sie aus dem Hause traten, und als er jetzt hier und dort die hellen Gewänder und die farbigen Pelzjacken seiner Verfolgerinnen hinter den Spalieren und Hecken schimmern und sich von allen Seiten von denselben umzingelt sah, begann sein Herz laut zu schlagen.

Dort, die schlanke Gestalt, in veilchenblauem Samt mit braunem Kürz, die den Weg zum

Bassin nahm, war unstreitig Henryka, Kathinka, in dunkelrother Kazabarka mit silbergrauem Feh verbrämt, schlich wie eine Kaze durch Ranken und Büsche heran, und ganz in der Ferne leuchtete es wie frischgefallener Schnee, das war Livia's grünsamtne Hermelinjacke; aber Anitta? erst hatte sie sich am Eingang der großen Allee gezeigt, dann war sie verschwunden und tauchte nicht wieder auf.

Kathinka kam näher, immer leise und vorsichtig, blickte um sich, aber ging vorüber, ohne ihn zu entdecken. Besim athmete auf, ein Mörder kann sich nicht mehr befreit fühlen, als er in dem Augenblicke, wo ihr Kleid zwischen den Georginen davonflatterte. Henryka stand kurze Zeit rathlos beim Bassin und wendete sich dann dem Dickicht zu. Vor diesen Beiden war er jetzt sicher, aber die Hermelinjacke kam näher und näher, langsam, in aller Bequemlichkeit, und gerade deshalb um so drohender. Wenn Livia sich erst herbemüht hatte, ging sie nicht so bald wieder fort, bei ihr mußte er darauf gefaßt sein, daß sie sich gründlich umsehen werde. Er machte sich deshalb bei Zeiten darauf gefaßt, daß sie ihn entdecken würde und berechnete sofort die Richtung und die Chancen einer Flucht.

Indeß war das schöne Mädchen mit dem ruhigen Antlitz und den großen, stillen Augen herangekommen und begann vor dem Glashaus herumzustoßern. Sie machte es sich so leicht wie nur möglich und trat einfach mit den Füßen auf die Strohmatte. So kam sie endlich auch zu jener, unter der Jesim lag, fühlte, daß dieselbe nicht gleich den anderen dem Fuße nachgab und versuchte sie aufzuheben. „Da sind Sie ja,“ sagte sie, ohne sich nur im Mindesten zu erheben, und als Jesim plötzlich aufsprang und, über die nächste Hecke setzend, die Flucht ergriff, blickte sie ihm lächelnd nach und dachte nicht im Entferntesten daran ihn zu verfolgen. Doch auf der Wiese kam ihm Henryka entgegen, und als er sich dem Parke zuwendete, tauchte unerwartet Kathinka aus dem kleinen Tannenhain. Nun begann ein wildes, fröhliches Lachen. Jesim voran durch die rothen Stämme des Nadelholzes, über Hecken und Beete, durch Buschwerk und grünes Gehege, die lachenden Mädchen hinter ihm, mit flatternden Röckchen und fliegenden Zöpfen, schon hatten sie ihn in die Enge getrieben, als er wie ein echter Wolf durch Gestrüppe und Ranken brach, daß die Zweige knackten, und noch einmal in das Freie gelangte. Sauchzend folgten sie seiner

Spur, aber schon verloren sie ihn im Dickicht, und er schien gerettet. Im wildesten Theile des Parkes machte er Halt, schöpfte Athem und suchte dann durch eine dunkle Wand von Tannen auf den Pfad zu gelangen, dessen weißen Kies er herüberschimmern sah, da, in dem Augenblicke, wo er heraustrat, umfingen ihn zwei weiche Arme, und eine lachende, schöne Stimme jubelte: „Gefangen.“

Zesim blickte in Anitta's reizendes kindliches Gesicht, das ihm jetzt so nahe war, mit dem wehenden Flechten, dem rothen Lippenpaar und den guten, leuchtenden Augen, und sich selbst vergessend, von einem Zauber ergriffen, der mächtiger war als er, preßte er das süße, bebende Geschöpf an seine Brust, und seine Lippen brannten auf den ihren. Sie wehrte sich nicht, sie war fein, sie gab sich dem ersten Frühlingstraum der Liebe mit ganzer Seele hin und zog erst ihre Arme zurück, als der Hermelin sich hinter den Tannen sehen ließ und dann Livia, langsam die Zweige zur Seite biegend, herankam.

„Ich habe den Wolf gefangen,“ rief ihr Anitta entgegen.

Schon kamen auch Henryka und Kathinka heran.

„Also Dir gehört er,“ rief die Letztere, „was wirst Du mit ihm machen?“

„Er muß mich heute den ganzen Abend bedienen.“

„O! das ist keine Strafe,“ wendete Zesim galant ein.

„Warten Sie nur, ich werde Sie schon quälen,“ erwiderte Anitta und sah ihn dabei an, als ob sie ihm um den Hals fallen wollte.

„Doch, es wird kühl, und wir sind erhitzt,“ sagte Livia.

„Ja, wir wollen jetzt im Zimmer spielen.“

Sie gingen Alle zusammen dem Hause zu. Da kamen ihnen zwei junge Herren, Söhne befreundeter Adelsfamilien entgegen, Sessawin und Bellarew, der Erstere groß, blond, mit einer Löwenmähne und einem Vollbart, der Zweite mit einem weichen, charakterlosem Gesicht, blasirtem Blick, das dunkle Haar gescheitelt, der wohlgepflegte Bart gestutzt und gekräuselt, seinen kräftigen Körper wie eine Last dahinschleppend.

Die Herren tauschten ihre Namen und ein paar Redensarten, dann traten Alle zusammen in den großen Saal, in dem das Piano stand. Der Diener zog die Vorhänge zu und brachte zwei Lampen, die den ganzen Raum genügend, aber nicht zu grell erleuchteten. Nachdem man ein wenig geplaudert, den Hof gemacht und koffettirt hatte, wurde ein Spiel beschlossen.

„Nach dem Piano errathen,“ schlug Henryka vor.

Der Vorschlag fand Beifall, Livia setzte sich an das Klavier und spielte. „Wer geht zuerst hinaus?“ fragte sie.

„Herr Jadewski,“ rief Anitta lächelnd, „ich befehle es Ihnen, verstehen Sie?“

„Ich gehorche.“

Während Zesim im Nebenzimmer harrete, beriethen die Anderen, welche Aufgabe man ihm stellen sollte. „Er soll aus dem Bouquet dort eine Rose nehmen,“ sagte Kathinka, „und sie Anitta bringen.“

„Dann soll er vor mir niederknien,“ fiel diese ein.

„Ja,“ stimmte Henryka bei, „und Dir die Hand küssen.“

„Sehr gut! — Herr Jadewski! — Kommen Sie.“ Zesim trat ein und blickte um sich. Livia spielte eine sanfte Melodie, welche kräftiger erscholl, als er sich dem Tische näherte, und in einen kräftigen Akkord auslief, als er die Rose nahm. Wieder ließ er seine Augen im Kreise umherschweifen und näherte sich dann rasch Anitta. Ein neuer, zustimmender Akkord, der sich jubelnd wiederholte, als er sich vor ihr auf ein Knie

niederließ und ihr die Rose überreichte. Nun überlegte er wieder, aber nicht zu lange, und führte dann ihre Finger an die Lippen.

Livia spielte einen Triumphmarsch, und Alle applaudirten.

„Sie haben es gehört,“ rief jetzt Anitta.

„O! das war leicht zu errathen,“ entgegnete Zesim, „wenn man erst vor Ihnen steht, mein Fräulein, dann neigt sich das Knie von selbst.“

Anitta erröthete. Jetzt mußte Kathinka rathen, und Zesim fand Gelegenheit, sich Anitta zu nähern.

„Sind Sie mir böse?“ fragte er leise.

Sie schüttelte den Kopf.

„Dann geben Sie mir ein Zeichen, ein Pfand der Vergebung.“

Anitta reichte ihm die Rose.

Jetzt schwieg auch er, aber er athmete ihre Nähe, er sah das weiche Pelzwerk sich mit den raschen Schlägen ihres Herzens heben und senken, ihre vollen Lippen leise zittern, ihre Hand traumhaft mit dem dunklen Zopfe spielen, der ihr über die Schultern in den Schooß gesunken war, und endlich sah sie ihn an, nur einmal, aber mit diesem einen Blick sagte sie ihm Alles, mehr als er zu hoffen gewagt.

Nach dem Souper fuhren die Wagen vor,

und die jungen Damen nahmen unter zärtlichen Küffen Abschied. Die Herren brachen jetzt gleichfalls auf. Anitta reichte Zesim die Hand und drückte die seine, ganz leise nur, aber es ging wie ein seliger Strom von ihren Fingerspitzen in die seinen hinüber.

Die beiden Anderen nahmen den Offizier in die Mitte, und alle Drei begaben sich in das nächste Café, angeblich um noch einen Tschaj zu trinken, aber eigentlich, um die Damen zu kritisiren, wie das so Mode ist.

„Eigentlich ist so eine Geschichte recht langweilig,“ begann Bellarew, „die wahre Gesellschaft ist doch nur da, wo Frauen sind, da sprühen geistige Funken hin und her, und Amor versendet Pfeil auf Pfeil.“

„Nun, da müßte Ihnen Kathinka gefallen,“ warf Sessawin ein, „sie hat unstreitig das Mir einer jungen Frau.“

„Ja, aber sie ist — gar zu schlank.“

„Dafür hat Livia prächtige Formen.“

„Die Blondinen sind immer skulpturfähiger als die Brünetten.“

„Skulpturfähig? was für ein Wort! Woher haben Sie denn das?“

Bellarew zuckte die Achseln.

„Apropos, meine Herren, verständigen wir uns für die Zukunft, damit es keine Duelle giebt,“ rief Sessawin, „wem wollen Sie den Hof machen, Herr Jadewski?“

Zesim lächelte. „Ich lasse Ihnen die Wahl.“

„Also Bellarew, Sie machen wohl Livia zur Königin Ihres Herzens?“

„Eigentlich interessirt mich nur Henryka.“

„Wie? diese stille Lilie?“

„Auf viele Worte kommt es nicht an,“ sprach Bellarew, „aber sie ist von einem eigenartigen, ich möchte sagen schwermüthigen Reiz. Ihren Augen nach zu urtheilen, neigt sie zur Schwärmerei. Ich glaube, sie wird einmal recht unglücklich werden, und das ist interessant.“

„Also Henryka,“ rief Sessawin, „dann entscheide ich mich für Livia, obwohl ich eigentlich eine ganz andere Dame zu meiner Herrin machen möchte.“

„Anitta?“

„Nein, eine Dame, die ich vor Kurzem entdeckt habe. Sie wohnt hier ganz zurückgezogen im Hause einer alten Tante.“

Zesim wurde aufmerksam.

„Kenne ich sie?“ fragte Bellarew.

„Nein, es ist ein Fräulein Malutin,“ erwiderte

Sessawin, „ich würde viel darum geben ihr vorgestellt zu werden.“

„Wirklich?“ fragte Zesim lächelnd.

„Sie kennen sie?“

„Gewiß, wir sind zusammen aufgewachsen.“

„Und — vergeben Sie — ist das Fräulein vielleicht schon verlobt?“

„Nein.“

„Aber Sie machen ihr den Hof?“

„Durchaus nicht,“ sagte Zesim, „und somit bin ich gerne bereit, Sie bei ihr einzuführen.“

„Wirklich? Oh! ich danke Ihnen, Herr Zadowski. Sie machen mich namenlos glücklich.“

„Wer weiß, Dragomira — so nennt sich Fräulein Malutin — ist eine Art Sphinx, und Frauen, die uns Räthsel aufgeben, sind immer gefährlich.“

„Mich reizt die Gefahr.“

Einige Zeit schwiegen alle Drei, dann sagte Bellarew gähnend: „Anitta hat sich überraschend entwickelt, was?“

„Ja, überraschend,“ stimmte Sessawin bei, „aber alle diese jungen Damen sind mit Fräulein Malutin gar nicht zu vergleichen, ja ebenso wenig wie die niedlichen Schönen niederländischer Genremaler mit einer Göttin Titian's.“

11. Engel oder Dämon?

„Wenn Teufel ärgste Sünde fördern wollen,
So locken sie zuerst durch frommen Schein.“
Shakespeare.

Dragomira hatte sich in der letzten Zeit ziemlich einsam gefühlt, sie war ihrem Ziele bisher um keinen Schritt näher gekommen, und die Unthätigkeit, zu der sie sich vorläufig verurtheilt fühlte, machte ihr den Mangel an Bekanntschaften und Verkehr um so fühlbarer. An einem Abend saß sie in ihrem kleinen Salon beim Kamin, wärmte sich die Füße am Feuer und träumte.

Sie gerieth daher in eine Art angenehmer Aufregung, als sie die Klingel ziehen und gleich darauf die Hausthür öffnen hörte. Vielleicht kam die Jüdin, und man bedurfte ihres Armes.

Jetzt schlüpfte Cirilla herein und meldete, ein Herr sei draußen, der Dragomira zu sprechen wünsche.

„Wer ist es?“

„Ich kenne ihn nicht,“ erwiderte die Alte, „doch ist es Einer von den Unseren. Er gab mir das Zeichen, der Priester sendet ihn.“

„Führe ihn also herein.“

Wenige Augenblicke später trat ein Mann herein, der im Stande war, jedem Weibe zu imponiren, nur diesem nicht. Er und Dragomira standen sich zuerst stumm gegenüber, Auge in Auge, sich gegenseitig mit einer Art von Neugier und Bewunderung betrachtend. Dann nahm das schöne Mädchen wieder seinen früheren Platz ein und bot dem Fremden einen Stuhl an, den er jedoch nicht nahm, er begnügte sich, die eine Hand auf die Lehne desselben zu stützen und übergab zugleich Dragomira ein Schreiben. Es kam von Apostol und lautete:

„Ich sende Dir Karow, der uns schon große Dienste geleistet hat, er wird sich Dir zur Verfügung stellen. Du kannst ihm unbedingt vertrauen.“

Wieder überflog Dragomira's Blick den jungen Mann, der mit der Bescheidenheit der Kraft und des Muthes vor ihr stand, seine mittelgroße athletische Gestalt von blühender Schönheit und Gesundheit, welche in den hohen Stiefeln, dem engen

Beinkleid und dem kurzen Samtrock noch günstiger hervortrat und sein wohlgebildetes, leichtgebräuntes Gesicht mit der feinen, etwas stumpfen Nase, dem vollen Mund, dem dunkeln Haar und den blauen, durchdringenden Augen, welche etwas Dämonisches an sich hatten. Eine Andere hätte unter dem ruhigen Strahl dieser Augen gezittert oder sich für immer unterjocht gefühlt, Dragomira sagte sich: Endlich einmal ein Mann, ein Bundesgenosse, wie ich ihn brauche.

„Sie bleiben jetzt hier in Kiew?“ begann Dragomira.

„Ja, mein Fräulein, und ich bitte in jeder Richtung über mich zu befehlen.“

„Ich danke und — Sie sind?“

„Ich bin Thierbändiger und zwar in der Menagerie von Grokoff, welcher gestern hier angelangt ist.“

„Ah! das trifft sich gut, und was für Thiere haben Sie dressirt?“

„Ich glaube, ich würde jedes bezwingen. Hier habe ich jetzt einen Löwen, zwei Löwinnen, eine Tigerin, einen Leopard, zwei Panther und einen Bären.“

„Kann ich die Thiere einmal sehen?“

„Gewiß.“

„Aber es müßte zu einer Zeit sein, wo Niemand da ist.“

„Dann Abends, wenn die Vorstellung vorüber ist und die Menagerie geschlossen wird.“

„Ich werde Ihnen vorher schreiben.“

Karow verneigte sich stumm.

Ein eigenthümlicher Zufall wollte es, daß an demselben Abend, wo Dragomira sich in der Menagerie angesagt hatte, Sessawin kam, der inzwischen die Bekanntschaft des schönen Mädchens gemacht hatte. Sie bot ihm die Hand und bat dann um Entschuldigung für einige Augenblicke.

„Ich muß ein paar Zeilen an den Thierbändiger Karow schreiben,“ sagte sie, „er erwartet mich heute Abend in der Menagerie.“

„Zu welchem Zweck, wenn ich fragen darf?“

„Um mir seine Thiere zu zeigen.“

„Das ist sehr interessant,“ sagte Sessawin, „ich bitte, sich durch mich gar nicht abhalten zu lassen, im Gegentheil wäre ich sehr glücklich, Sie begleiten zu dürfen.“

„Gut, dann nehmen wir also den Thee zusammen und sehen uns später die Thiere an.“

Cirilla kam jetzt, um den jungen Leuten Gesellschaft zu leisten. Sie spielte die alte, würdige Tante mit vielem Geschick und sah in ihrem

seidenen Ueberrock und ihrer Pelzjacke ganz vornehm aus. Barichar deckte den Tisch und stellte den Samowar auf. Während Dragomira den Thee bereitete, erzählte Sessawin von der Kiewer Gesellschaft und sprach sein lebhaftes Bedauern darüber aus, daß Dragomira nicht in derselben verkehre.

„Ich habe nicht jenen weltlichen Sinn wie andere Mädchen unsrer Zeit,“ sagte sie, „und ich fasse auch das Leben sehr ernst auf.“

„Herr Zadewski hat mir davon erzählt, er nannte sie eine Philosophin.“

Dragomira lächelte. „Das bin ich nun am wenigsten, ich bin vielmehr frommen Herzens und suche den Geboten Gottes gemäß zu leben. Dieses Dasein sehe ich als eine Zeit der Buße an.“

„Wie können Sie, geschaffen zum Triumph und zur Freude, solchen düsteren Ansichten nachhängen?“

„Jeder Mensch sieht die Welt mit seinen Augen an, wahrscheinlich sind die meinen so geartet, daß ihnen Alles trostlos erscheint.“

„Um so mehr müßten Sie mit Menschen verkehren, sich zerstreuen.“

„Ich habe nichts dagegen,“ sagte Dragomira, „aber wer soll mich einführen? Meine Tante ist

immer leidend und lebt schon seit vielen Jahren ganz abgeschieden.“

„Sie brauchen nur zu erscheinen und man wird Sie mit offenen Armen empfangen. Wenn Sie mir indeß gestatten, will ich Frau Oginska von Ihnen erzählen, sie wird sich beeilen, Sie für ihren Kreis zu erobern.“

„Es wäre eine Ehre für mich, dort empfangen zu werden.“

„Wir werden Alles thun, um Ihnen den Aufenthalt in Kiew so angenehm wie nur möglich zu machen,“ sagte Sessawin, „auch müssen Sie Soltyk kennen lernen, es ist ein gefährlicher Mann, aber interessant.“

„Ich habe viel von ihm gehört.“

„Viel Böses?“

„Auch Böses.“

„Und doch glaube ich, daß gerade Sie mit Soltyk sympathisiren werden. So verschieden Sie auch Beide sind, einen gemeinsamen Grundzug finde ich doch in Ihrem Charakter, den Stolz und die Weltverachtung.“

„Ich bin nicht stolz.“

„Doch.“

„O! Sie ahnen nicht, wie demüthig ich sein kann.“

„Vor Gott vielleicht.“

„Auch vor den Menschen, wenn sie im Geiste Gottes leben und handeln.“

„Sie glauben also ernstlich, daß man durch Opfer, Entsjagung, gute Werke das Schickjal zwingen kann?“

„Nein, das glaube ich nicht, man kann nur die Gnade Gottes erlangen und das ewige Leben, so lange wir hier auf Erden pilgern, müssen wir das Geschick erfüllen, zu dem wir ausersehen sind.“

„Sie sind Fatalistin.“

„Ja und nein, ich glaube nicht, daß etwas geschieht, was nicht Gottes Wille ist.“

„Also das Blut, das in Strömen fließt, wird auch nur deshalb vergossen, weil Gott es will.“

„Ja.“

„Das kann nicht Ihr Ernst sein.“

„Ich will es Ihnen beweisen und heute noch mitten unter die wilden Thiere treten, obwohl ich es nicht verstehe, sie zu bändigen. Ich bin gewiß, daß sie mich nur dann zerreißen werden, wenn es mir bestimmt ist.“

„Das hieße Gott herausfordern.“

Diesmal gab Dragomira keine Antwort, und das Gespräch nahm eine andere Wendung. Als es Zeit war, aufzubrechen, heilte sich Sessawin,

Dragomira in ihren Pelz einzuhüllen und führte sie dann an seinem Arm durch die erleuchteten und belebten Straßen bis auf den Markt, wo sich in einem weiten Holzbau die berühmte Menagerie befand. Die Vorstellung war zu Ende, nur einzelne Müßiggänger und Gassenjungen standen noch vor dem Eingang und bewunderten die ausgehängten Bilder. Ein rothgekleideter Neger führte Dragomira und Sessawin in das Innere, und Karow eilte herbei, um mit vieler Liebenswürdigkeit den Erklärer zu machen. Nachdem man alle Thiere besehen hatte, kehrte Dragomira zu dem Löwenkäfig zurück.

„Stolze, prächtige Thiere,“ sagte sie, „womit schützen Sie sich vor ihrer Wildheit, Herr Karow, womit beherrschen Sie sie?“

„Mit Blick und Stimme,“ erwiderte dieser, „wenn Sie es wünschen, will ich Ihnen eine kleine Probe meiner Kunst geben.“

„Nein, ich danke,“ antwortete Dragomira ruhig, immerfort die herrlichen Thiere mit ihren Augen verschlingend, „aber gestatten Sie mir, selbst in den Käfig einzutreten.“

„Welch ein Gedanke!“ sprach Karow, „Sie wissen nicht mit den Thieren umzugehen und würden unbedingt von ihnen zerrissen werden.“

„Ich möchte es doch versuchen.“

„Sie scherzen wohl, mein Fräulein,“ sagte Sessawin.

„Nein, es ist mein voller Ernst.“

„Ich beschwöre Sie,“ fuhr Sessawin fort, „es wäre entsetzlich, wenn ich der unschuldige Anlaß wäre.“

„Ich möchte sehen, ob Gott mich wirklich noch für eine große Aufgabe aufgespart hat, oder ob ich ein unnützes Blatt mehr bin am Lebensbaum,“ gab Dragomira zur Antwort.

„Man darf derlei Dinge nicht wagen,“ sagte Karow, Dragomira fixirend, „das wäre nicht Muth, sondern Wahnsin.“

„Ich würde es Gottvertrauen nennen,“ versetzte Dragomira.

„Wenn Gott Sie tödten will, bedarf es dieser Löwen nicht.“

„Vielleicht doch,“ murmelte Dragomira, „es treibt mich geheimnißvoll in diesen Käfig, was ist das? Entweder es ist mir bestimmt, jetzt zu enden, oder Gott will mir ein Zeichen geben und ein Wunder an mir wirken. Lassen Sie mich eintreten, Karow.“

„Ich darf nicht.“

„Sie dürfen nicht? Auch dann nicht, wenn ich es will, wenn ich es Ihnen befehle?“

„Wollen Sie denn durchaus den Tod finden?“ fragte Karow leise mit gepreßter Stimme.

„Ich befehle Ihnen, mir den Käfig zu öffnen.“

„Es sei denn, kommen Sie, wir wollen zusammen eintreten.“

„Nein,“ sprach Dragomira, „ich allein.“

Karow sah sie an, er kämpfte einen schweren Kampf.

„Um Gotteswillen,“ bat Sessawin, „treiben Sie es nicht noch weiter. Welche bizarre Grille! Sie peinigen uns, kommen Sie, verlassen wir diesen Ort.“

„Ich will in den Käfig eintreten,“ wiederholte Dragomira, „verstehen Sie, ich allein. Geben Sie mir Ihre Peitsche, und dann öffnen Sie.“

„Sie dürfen nicht, Herr Karow,“ sagte Sessawin, aber seine Worte machten keinen Eindruck. Karow stand jetzt ganz unter dem Einfluß Dragomira's, sie lähmte und sie leitete ihn mit ihrem Blick, wie sie nur wollte. Sie streckte die Hand aus, und er gab ihr die Peitsche, sie setzte den Fuß auf die Treppe, welche zu der hölzernen Bühne führte, die hinter den Käfigen dahin lief, und schon bot er ihr die Hand und führte sie, sie gab ihm einen Wink, die Thür des Käfigs zu öffnen,

und er gehorchte: aber kaum war sie eingetreten, zog er hinter ihrem Rücken aus jeder Tasche seines Samtrocks einen Revolver hervor und stand, den gebietenden Blick auf die Bestien im Käfig geheftet, da, bereit, bei der geringsten Gefahr Feuer zu geben.

Sessawin dagegen stand stumm und bleich vor dem Käfig, von der Erscheinung des schönen tollkühnen Mädchens festgebannt. Dieses war stolz und kaltblütig mitten unter die ruhenden Thiere getreten. „Auf!“ rief sie, indem sie den Löwen mit dem Fuße trat, „vorwärts, reißt mich in Stücke!“ und dann begann sie alle drei, den Löwen und die Löwinnen mit der Peitsche zu bearbeiten. Die Hiebe pfiffen durch die Luft, die Thiere zogen sich erst zähnefletschend und knurrend zurück, dann machte sich der Löwe, den Boden mit dem Schwanz peitschend, zum Sprung bereit.

„Komm nur, komm!“ rief Dragomira.

Karow machte sich schußfertig, aber in dem Augenblick, wo sich der Löwe auf Dragomira stürzte, stand sie zwischen beiden, so daß es unmöglich war zu feuern, sie hatte indeß die Peitsche weggeworfen und stand mit ausgebreiteten Armen wie eine christliche Märtyrerin in der Arena da.

„Ich stehe in Gottes Hand,“ rief sie.

Der Löwe machte jetzt unmittelbar vor ihr Halt, hob den Kopf, sah sie lange an und legte sich dann ruhig zu ihren Füßen nieder.

Da riß aber auch Karow die Thür auf und zog Dragomira heraus. Sie lächelte ihn an.

„Ich bewundere Sie,“ sagte der Thierbändiger.

„Es war schrecklich, aber schön,“ rief Sessawin, „doch versuchen Sie den Himmel nicht ein zweites Mal.“

„Ich wollte ein Zeichen haben,“ sagte Dragomira ruhig, „jetzt bin ich vollkommen zufrieden ich weiß, daß Gott meiner noch bedarf. Wenn meine Stunde schlägt, wird er mich abberufen, früher nicht.“

Sie gab Karow die Hand, „ich danke Ihnen, und seien Sie mir nicht böse.“

„Es war die schwerste Stunde meines Lebens,“ gab er zur Antwort, „ich werde sie niemals vergessen.“

„Nun,“ fragte Dragomira, indem sie Sessawin's Arm nahm, „glauben Sie jetzt, daß nichts geschieht, was nicht vorher bestimmt ist?“

„Wenn es Ihnen nur darum zu thun war, einen Proselyten zu machen,“ erwiderte er, „so ist Ihnen dies vollständig gelungen.“

12. Amor's Pfeil.

„Einer Welt Besitz wiegt deinen
Reiz nicht auf.“
Voltaire. Pucelle.

Zesim kam vom Exerzierplatz, ein wenig müde und verdrießlich, und ging wie ein Blinder theilnahmslos an den glänzenden Kaufläden, den Equipagen und den eleganten Damen, deren Roben ihn streiften, vorüber. Da tönte eine helle, liebe Stimme vom andern Fußsteig herüber, und als der junge Offizier stehen blieb, kam Anitta, von der alten Kammerfrau gefolgt, rasch und fröhlich auf ihn zu.

„Wie lieb ist es mir, daß ich Sie treffe,“ sprach sie, ihm die kleine Hand bietend, „wir gehen heute in die Oper, Sie kommen doch auch?“

„Jetzt, wo ich weiß, daß Sie da sein werden, auf jeden Fall.“

„Und Sie besuchen uns in unsrer Loge?“

v. Sacher-Masoch, Die Seelenfängerin. I. 9

„Sobald Sie es erlauben.“

„O! gewiß.“

Zesim machte Miene, sich zu empfehlen.

„Haben Sie Dienst?“ fragte Anitta, „warum so eilig, begleiten Sie mich wenigstens bis zur Promenade.“

„Mit Vergnügen.“

Sie gingen nun neben einander her und plauderten sorglos und vertraulich. Mitten auf der Promenade, dort, wo die entlaubten Büsche einen gewissen Schutz vor neugierigen Blicken gewährten, blieb Anitta stehen. „So, jetzt können Sie gehen, aber um sieben müssen Sie an der Treppe stehen, ach! ich habe so eine hübsche Toilette.“

Zesim nahm ihre Hand, schob den Mantel zurück und hauchte einen Kuß auf Anitta's Arm, zwischen Handschuh und Ärmel.

„Haben Sie mich lieb?“ fragte Anitta leise.

„Von ganzem Herzen.“

„Auch ich bin Ihnen gut.“ Sie sah ihn in ihrer zauberhaften Art an, nickte dann freundlich und schritt davon. Zesim blickte ihr nach und seufzte, aber es war ihm gar nicht weh um's Herz, sondern gar wohl und warm.

Abends stand er mit klopfendem Herzen im Treppenhause des Theaters, am Fuße der teppich-

belegten Stiege und ließ die eleganten Herren und Damen an sich vorüberziehen. Keine der vielen reichgeschmückten Schönen bekam mehr als einen flüchtigen, gleichgültigen Blick, obwohl der prächtige Offizier von jeder bemerkt wurde, die eine stolz die Schultern und den Kopf erhob, die andre gezwungen lächelte, die dritte ihn mit herausfordernden Flammenaugen traf.

Endlich kam sie, die er erwartete, an der Seite ihrer Mutter. Ihre Toilette war in der That sehr hübsch, eine Robe von rosa Atlas mit kurzer Schleppe, ein Theatermantel von weißer, broschirter Seide mit weißem Fuchs, eine weiße Rose an der Brust, und eine zweite im dunkeln Haar. Es konnte nichts Reizenderes geben als diesen Kontrast von Winter und Frühling. Anitta lächelte und nickte Besim im Vorüberschweben zu.

Indeß saß Graf Soltyk bereits abgesspannt und gelangweilt in seiner Loge. Er hatte der Primadonna Blumen geschickt, aber im Grunde war sie ihm ebenso gleichgültig wie die Damen an den Samtbrüstungen, die ihre Operngläser auf ihn richteten. Da trat Frau Oginska mit ihrer Tochter in eine Loge gegenüber. Soltyk's Blick streifte die Mutter, er erkannte sie, und da

er zufällig nichts Besseres zu thun wußte, fixirte er die Tochter.

Anitta stand einen Augenblick an der Brüstung, ohne es zu ahnen, wie eine schöne lebendige Waare auf dem Sklavenmarkte da. Der Graf hatte sich mit einem Male belebt, seine Wangen färbten sich, seine Lippen bebten, und die glühenden Augen verschlangen die anmuthige, fast kindliche Gestalt und blieben dann lange auf dem reinen, wunderbaren Antlitz ruhen. Man spielte die Ouverture, dann sang der Chor, und jetzt trat die Primadonna auf. Vergebens suchte das sonst so kapriziöse, hochmüthige Weib diesmal die Aufmerksamkeit des Grafen zu erregen, er starrte noch immer in die Loge gegenüber. Empfindungen, die er bisher noch nicht gekannt, beschlichen sein Herz, zugleich gerieth sein Blut in Wallung, und seine Phantasie begann mächtig zu arbeiten. Er war gewohnt, was ihm gefiel, auch sofort zu erringen, es reizte ihn, daß hier die Verhältnisse eine kalte, unübersteigliche Wand zwischen ihn und den Gegenstand seiner Wünsche gestellt hatten, und fast noch mehr, daß dieses junge Mädchen ihn nicht zu bemerken schien. Er, Graf Soltyk, der Besitzer von Millionen, der Magnat, der Eroberer, der Adonis, war doch nicht so leicht zu

übersehen, und doch, hier geschah das Unglaubliche.

Soltyk gerieth in Aufregung und verlor vollends alle Selbstbeherrschung, als nach dem zweiten Akt Jesim in der Dginski'schen Loge erschien, hinter Anitta Platz nahm und diese, der Bühne und dem Grafen den Rücken kehrend, lebhaft und herzlich mit ihm zu plaudern begann. Soltyk begab sich hinter die Koulissen, um der Primadonna zu sagen, daß er ihre Toilette abscheulich fände, dann stürzte er beim Büffet einen heißen Punsch hinab und befahl seinen Wagen.

Der Jesuit saß in seinem mit Büchern angefüllten Arbeitszimmer, in einen Folianten vertieft, und zog eben in einer wichtigen Frage verschiedene Kirchenväter zu Rathe, als die Thür aufsprang und Graf Soltyk, nachdem er seinen Pelz abgeworfen, ohne ein Wort zu sprechen, mit großen Schritten in dem engen Raum auf und ab zu gehen begann.

„Ist die Oper schon zu Ende?“ fragte Pater Glinzki erstaunt.

„Nein.“

„Was hat es denn gegeben, Sie scheinen aufgeregt?“

Der Graf gab lange keine Antwort, sondern

setzte seine Promenade fort, endlich blieb er vor dem Jesuiten stehen und sah ihn scharf an. „Ich habe sie gesehen,“ murmelte er.

„Wen?“

„Anitta.“

„So. — Und das hat Sie bestimmt, das Theater zu verlassen?“

„Ja,“ erwiderte der Graf, „ich verabscheue, wie Sie wissen, alle unklaren Empfindungen und alle zweifelhaften Lagen, und nun muß es mir geschehen, daß ich mich vergebens frage, was mit mir vorgegangen ist, was mich bewegt und was ich will.“

„Die Sache ist doch so einfach.“

„Wie meinen Sie das?“

„Sie sind verliebt.“

„Ich?“ — Soltyk sah ihn starr an. — „Sie können Recht haben. Da ich noch nie verliebt war, kann ich das nicht beurtheilen. Es ist aber ganz gut möglich. Ich bin gereizt, unzufrieden, unruhig, ich komme mir wie ein unartiges Kind vor.“

„Gott sei Dank, Sie sind verliebt.“

„Ich fange selbst an, daran zu glauben, weil ich ohne jeden Grund einen glühenden Haß gegen den jungen Offizier fühle, der neben ihr saß und mit dem sie sich so liebenswürdig unterhielt.“

„Jadewski! ach! um dessentwillen brauchen Sie sich nicht zu beunruhigen, das hat weiter nichts zu bedeuten.“

„Ich beunruhige mich auch nicht,“ gab Soltyk zur Antwort, „wenn er mich genirt, schieße ich ihn einfach über den Haufen, und seine Rechnung ist quittirt. Aber sie, das Mädchen, Anitta, wenn sie ihn liebt.“

„Die hat vor Kurzem noch ihre Puppen geliebt und liebt jetzt ihre Freundinnen. Dieses Herz ist vorläufig ein reines, makellofes Blatt, der Erste, der darauf schreiben wird, ist zu beneiden.“

„Ich will sie kennen lernen,“ warf Soltyk hin.

„Es wird Ihnen nicht schwer werden, lieber Graf, man wird Sie mit offenen Armen empfangen.“

„Aber ich habe die Dginskis seit langer Zeit auffallend vernachlässigt.“

„Um so willkommener wird Ihr Besuch sein.“

„So oder so,“ rief Soltyk, „ich muß Anitta erobern. Was nützt mir Name, Rang, Reichthum ohne diesen Engel. Es ist das erste Mal, daß ich daran zu denken vermag, einem Mädchen meine Hand zu reichen, ohne daß ich über mich selbst lachen müßte.“

„Wenn Sie dieses Wesen als Herrin in Ihr

Haus führen, wird Sie alle Welt beneiden," sagte der Jesuit.

Solthf setzte sich auf einen Stuhl und schöpfte Athem. „Was soll ich jetzt beginnen? schlafen kann ich nicht.“

„Nehmen Sie ein Brausepulver.“

Solthf lachte, dann klingelte er und befahl seinen Araber zu satteln. Wenige Minuten später sprengte er in die mondhelle, frostige Nacht hinaus. Indes saß der Jesuit mit einem glücklichen Lächeln vor seinen Kirchenvätern und nahm mit stiller Wonne eine Prise Spagniol.

Am folgenden Vormittag kam er heimlich zu Herrn Dginski und kündigte selbstgefällig den Besuch Solthf's an. Anitta erstaunte nicht wenig, als ihre Mutter nach dem Diner ihre Toilette einer fast ängstlichen Prüfung unterzog und sie dann stolz auf die Stirn küßte.

Als die Equipage des Grafen vorfuhr, war das gute, ahnungslose Mädchen mit Livia im Garten. Solthf kam mit dem Jesuiten. Nachdem man einige höfliche Worte ausgetauscht, fragte er nach Anitta.

„Sie spielt auf der Wiese mit einer Freundin," sagte Frau Dginska, „sie ist noch ein Kind, Herr Graf.“

„Wir können ja eine kleine Promenade machen,“ schlug Pater Glinzki vor.

„Gewiß.“

Der Graf half Frau Dginska ihre Mantille um die Schultern legen und führte sie dann an seinem Arm die Stufen hinab.

„Hegen Sie nur keine großen Erwartungen,“ flüsterte sie, „man weiß ja, wie sehr Sie verwöhnt sind.“

„Ich habe Ihr Fräulein Tochter im Theater gesehen,“ erwiderte Soltyk, „und war entzückt, so viel Schönheit, Adel und Reinheit vereint zu finden.“

„Sie sind sehr gütig.“

Pater Glinzki ging voran, und als die Mädchen seiner ansichtig wurden, kamen sie ihm auch schon entgegengesprungen.

„Sie müssen mit uns Wolf spielen,“ begann Anitta.

„Ein andermal, mein Kind,“ gab der Pater zur Antwort, „heute ist Graf Soltyk hier, der sich Ihnen vorzustellen wünscht.“

Schon nahte Frau Dginska mit dem Grafen.

„Hier haben Sie meine Tochter,“ sprach sie mit leuchtenden Augen. „Graf Soltyk wünscht Dich kennen zu lernen, aber wie Du wieder aus-

siehst, das Haar aufgelöst, die Wangen glühend wie die einer Bäuerin.“

Anitta stand mit gesenktem Haupt vor Solthf, sie athmete schwer unter dem weichen Pelzwerk ihrer Kazabarka, und ihre Hände hielten den Reifen umklammert, mit dem sie eben gespielt hatte.

„Ich bin sehr glücklich, Sie kennen zu lernen,“ sprach der Graf.

Anitta blickte ängstlich auf ihre Mutter. Diese hatte den Arm Glinzki's genommen und schlug dem Grafen jetzt vor, den Garten in Augenschein zu nehmen. Solthf war bereit und folgte mit den beiden Mädchen der Herrin des Hauses, welche voranschritt.

„Man hat Sie bis jetzt noch gar nicht gesehen, mein Fräulein,“ begann Solthf von Neuem, „Sie scheinen unsre Kreise zu fliehen.“

„Ich war gestern im Theater, das erste Mal,“ erwiderte Anitta, „es war sehr hübsch, nicht? Wahrscheinlich werde ich auch einen Ball besuchen.“

„Es wäre Unrecht von Ihren Eltern, Sie uns zu entziehen,“ fuhr Solthf fort.

„Anitta ist noch so jung,“ mischte sich die Mutter ein, „sie hat noch Zeit, die große Welt kennen zu lernen, aber ich hoffe, daß Sie uns jetzt öfter besuchen werden, lieber Graf.“

„Gewiß, ich weiß die Ehre zu schätzen, die in Ihrer liebenswürdigen Erlaubniß liegt.“

„Sie thun am besten, meinen theuren Grafen zu Ihrem Maître de plaisir zu ernennen,“ sagte jetzt der Jesuit zu Anitta gewendet, „Niemand kommt ihm darin gleich, Feste zu arrangiren.“

„Wirklich?“

„Ich stelle mich ganz zu Ihrer Verfügung, mein Fräulein.“

Nachdem sie den Garten durchschritten hatten, begaben sich Alle zusammen in das Haus. Herr Dginski war noch immer abwesend, auf Anordnung seiner Frau, damit der Graf nicht gezwungen wäre, sich mit ihm zu unterhalten. Die Letztere schlug jetzt dem Jesuiten eine Dominopartie vor und bat Livia, sich an das Piano zu setzen, so blieb Soltyk mit Anitta in einer halbdunkeln Ecke allein. Er bemühte sich indeß vergebens das gute Mädchen zum Sprechen zu bringen, sie fühlte sich in seiner Nähe beklemmt und eingeschüchtert und war förmlich befreit, als er sich empfahl.

„Sie ist wunderbar,“ sagte Soltyk, als er im Wagen an der Seite des Jesuiten saß, „aber noch merkwürdig scheu, fast furchtsam.“

„Sie hat zu viel von Ihnen gehört, aber das

kann Ihnen nur nützlich sein, die Frauen lieben am leichtesten jene Männer, vor denen man sie warnt.“

„Nun, was sagst Du zu Soltyk?“ fragte Frau Dginski ihre Tochter, als sie mit ihr allein war.

„Er ist ein schöner Mann.“

Frau Dginski drohte lächelnd mit dem Finger.

„Nein, Mama,“ erwiderte Anitta, „ich könnte ihn trotzdem niemals lieben, er hat etwas an sich, was mir Angst einflößt.“

„Das wird sich geben, mein Kind.“

„Niemals, Mama, niemals.“

13. Die Krankenpflegerin.

„Aus der Hölle kommt mir der Gedanke.“
Silvio Pellico.

Dragomira war eben erwacht, als Sergitsch mit einer wichtigen Botschaft erschien. „Sie müssen auf der Stelle fort, gnädiges Fräulein,“ sprach er, „es ist eine Angelegenheit von größter Wichtigkeit, welche Apostol nur Ihnen allein anvertrauen will, Ihrer Klugheit und Ihrer Entschlossenheit. Sie werden als Krankenpflegerin unsrer Bruderschaft heute noch nach Mischkoff zu Frau Samaty, einer älteren, alleinstehenden Witwe fahren. Sie ist am Nervenfieber erkrankt. Fürchten Sie sich vor Ansteckung?“

„Nein, ich fürchte nichts, ich weiß jetzt, daß der Himmel meiner bedarf, und ich bin überall in Gottes Hand.“

„Also, kommen Sie.“

„Lassen Sie mir nur zwei Minuten Zeit, mich anzukleiden.“

Sergitsch verließ das Zimmer, und in wenigen Augenblicken trat Dragomira vollkommen reisefertig heraus. Nachdem sie Cirilla verschiedene Weisungen gegeben hatte, verließ sie mit Sergitsch das Haus und begab sich zu ihm, um dort das Gewand und das weiße Kopfstuch einer Krankenpflegerin anzulegen. Sie sah auch in diesem Nonnenkleid befremdend schön aus, vor Allem bekam ihr strenger Kopf etwas Mildes, Madonnenhaftes. Nachdem Sergitsch sie in einen großen Fuchspelz, den er für sie bereit hielt, eingehüllt hatte, übergab er ihr ein versiegeltes Schreiben, das sie erst an Ort und Stelle zu öffnen hatte, hob sie in den bereitstehenden Wagen, dessen Pferde der Bauer Doliwa, einer seiner Vertrauten, lenkte, und Dragomira verließ Kiew, um auf einer grundlosen, kothigen Landstraße durch eine öde, nur von Krähenschaaren und verkrüppelten Weiden belebte Gegend nach dem Orte ihrer neuen Bestimmung zu eilen.

Dragomira kam Mittags an, wärmte sich ein wenig, öffnete das Schreiben Apostol's, las es zweimal mit großer Aufmerksamkeit und steckte es dann in den Ofen. Als sie sicher war, daß

die letzten Stücke verkohlt waren, trat sie leise in das Zimmer der Kranken.

Es war ein weiter Raum, nur mäßig erhellt, da die dunkeln Vorhänge zugezogen waren, und mit einem schweren, betäubenden Geruch erfüllt.

Dragomira begann damit, daß sie die Vorhänge zurückschlug und das Fenster öffnete.

„Der Arzt hat es auch gesagt,“ murmelte die Alte, die an dem Bette saß, „aber wir haben es nicht gewagt.“

Die Kranke schlug die Augen auf, stützte sich auf den linken Arm und sah Dragomira verwundert an. Es war eine Frau von etwa vierzig Jahren, hager, mit eingesunkenen Wangen, wirrem, rothschimmerndem Haar und großen, grauen, geisterhaften Augen, mit denen sie das Mädchen, das gelassen vor ihr stand, zu durchdringen schien.

„Wer sind Sie?“ fragte sie.

„Die Krankenpflegerin aus Kiew.“

„Gut. Es ist mir lieb. Und wie nennt man Sie?“

„Schwester Warwara.“

„Ach! Diese Hitze.“

„Es ist das Fieber,“ sagte Dragomira, „aber

Sie werden sich jetzt leichter fühlen, denn ich habe das Fenster geöffnet.“

„Ich danke, das Licht thut wohl, ich lag wie in einem Grabe. Man wird mich doch nicht lebendig in die Erde senken? Es ist Zeit bis ich sterbe. Muß ich denn sterben?“

„Ich hoffe, mit Gottes Hülfe werden wir der Krankheit Herr werden,“ erwiderte Dragomira.

„Ja, Sie hat mir Gott gesendet,“ murmelte Frau Samakj, „so sehen seine Engel aus.“ Sie ergriff Dragomira's Hand und küßte sie, dann sank sie in die Kissen zurück und kehrte das Gesicht zur Wand.

Dragomira schickte die Alte fort und nahm ihren Platz an dem Krankenlager ein. Sie hatte jetzt nur eins vor Augen, ihre Pflicht zu thun, und sie erfüllte dieselbe mit aller Aufopferung, sie scheute vor nichts zurück, vor keiner noch so niedrigen Dienstleistung; täglich gegen Abend kam der Arzt, und was er verordnete, befolgte Dragomira gewissenhaft und eifrig. Tag und Nacht wich sie nicht von dem Lager der Kranken, sie nahm sich keine Zeit, etwas zu genießen, und dabei blieb sie stets ruhig, geduldig und guten Muthes.

Es war in der dritten Nacht, als Frau Samakj,

die seit vielen Stunden in wahnsinnigen Fieberphantasien gelegen hatte, plötzlich zu sich kam, mit großen, erstaunten Augen um sich blickte und dann Dragomira's Hände ergriff.

„Es steht schlecht mit mir,“ flüsterte sie, „sagen Sie mir die Wahrheit.“

„Der Arzt ist mit dem Verlaufe der Krankheit bis jetzt ganz zufrieden.“

„So — aber es wäre doch vielleicht gut, einen Priester holen zu lassen.“

„Wenn Sie es wünschen.“

„Auch habe ich noch kein Testament gemacht. Der Mensch soll jederzeit bereit sein, er weiß nicht, wann Gott ihn abberufen wird.“

„Wenn Sie es wünschen, bin ich bereit zu schreiben, was Sie mir diktiren werden.“

„Es hat noch Zeit, glauben Sie nicht?“

„Gewiß.“

„Ich möchte nicht sterben.“

Dragomira lächelte.

„Warum lächeln Sie?“

„Weil ich nicht verstehe, wie man den Tod fürchten kann, ebenso wenig wie die Liebe zum Leben, welche die meisten Menschen haben. Ich würde das meine sofort für das Ihre hergeben.“

„Weil Sie ein Engel sind.“

„Nein, weil ich die Ewigkeit höher achte als diese Spanne Zeit hier auf Erden. Jeder Schritt, den wir hier thun, kann uns Verderben bringen, denn überall liegen die unsichtbaren Schlingen der Sünde.“

„Wahr, nur zu wahr.“

„Nur Buße kann uns Vergebung, nur der Tod Versöhnung bringen.“

„Doch Sie — so jung — so schön — Sie wünschen zu sterben?“

„Ja, ich sehne mich nach dem Tode,“ erwiderte Dragomira, „aber nicht der Zufall soll mich morden, ich möchte freiwillig mein Leben hingeben, wie die heiligen Märtyrer.“

„Sie glauben, daß dies unsrer Seele Rettung bringen kann?“

„Das Opfer, das freudig am Altar fällt, verfähnt den ewigen Richter.“

„Sie können Recht haben.“

Der Morgen brach an. Nachdem Frau Samakj einige Zeit geschlummert hatte, erwachte sie, nahm Arznei und sah dann Dragomira forschend an. „Ich will einen Priester haben,“ lispelte sie.

„Sofort?“

„Sofort.“

Dragomira sandte nach dem Pfarrer.

Die Kranke beichtete und empfing das Abendmahl. Als der Priester sie verlassen hatte, fühlte sie sich wohl und plauderte heiter mit Dragomira.

„Rathen Sie mir,“ sagte sie endlich, „wen soll ich zum Erben einsetzen? Ich habe nur noch entfernte Verwandte, und diese haben übel genug an mir gehandelt, wäre es nicht besser mein Vermögen irgend einer frommen Anstalt zuzuwenden?“

„Ohne Zweifel,“ erwiderte Dragomira, „diesen Gedanken hat Ihnen Gott eingegeben. Machen Sie ein Testament zu Gunsten unsrer Brüderschaft, welche Hungrige speist, Nackte bekleidet und Kranke pflegt. Sie erweisen damit vielen Tausenden Wohlthaten bis in die fernste Zukunft.“

„Ja, das will ich thun, bringen Sie Papier und Tinte.“

Dragomira that, wie die Kranke ihr geheißen hatte, und diese begann ihr zu diktiren. Nachdem das Testament fertig war und Dragomira dasselbe nochmals vorgelesen hatte, setzte Frau Samakj ihren Namen darunter. „Legen Sie es dort in den Schreibtisch,“ sagte sie, „oder nein, es ist besser Sie bewahren es auf, bei Ihnen ist es am sichersten. Man kann nicht wissen, es giebt böse Menschen. Meine Familie hat ohne Zweifel einen Spion hier.“

Gegen Abend erschien plötzlich Apostol an dem offenen Fenster und gab Dragomira einen Wink. Die Kranke konnte ihn nicht sehen, sie lag mit dem Kopfe gegen das Fenster, und außerdem stand eine spanische Wand zwischen diesem und ihrem Bett.

„Was giebt es?“ fragte sie, als Dragomira sich erhob.

„Nichts, ich will nur frisches Eis holen.“

Sie wartete, bis die Kranke wieder eingeschlummert war, und schlich dann auf den Fußspitzen an das Fenster.

„Wie steht es?“

„Gut.“

„Sie wird also nicht sterben?“

„Der Arzt hat alle Hoffnung, sie zu retten.“

„Hat sie das Testament gemacht?“

„Ja.“

„Zu Gunsten der Brüderschaft?“

„Ja.“

Apostol nickte mit dem Kopfe vor sich hin. Nach einer kleinen Pause sah er Dragomira mit seinen mächtigen, blauen Augen forschend an.

„Deine Aufgabe ist damit noch nicht erfüllt.“

„Ich weiß, ich bleibe hier, bis sie gerettet ist.“

„Es ist wichtiger, ihre Seele zu retten. Hat sie Dir nichts anvertraut?“

„Nein.“

„Du mußt Alles aufbieten, um ihr das Geheimniß zu entreißen, das sie so ängstlich verbirgt, sie hat eine schwere Sünde auf dem Gewissen, forsche sie aus, aber sei vorsichtig. Kranke sind immer mißtrauisch.“

„Und wenn sie gestanden hat?“

„Dann suche sie zu befehren.“

„Ich werde Alles aufbieten, sollte es aber nicht gelingen?“

„Dann sieh' zu, wie Du ihre Seele retten kannst.“

„Du kannst Dich in Allem auf mich verlassen.“

„Ich weiß es, deshalb habe ich Dich gewählt. Gott hat Dich zu Großem ausersehen, sei nur muthig und unbeugsam.“

„So lange mir Gott beisteht, giebt es keine Hindernisse für mich.“

„Leb' wohl.“ Apostol segnete sie und verschwand dann in dem Dunkel der Bäume und Büsche, die hier das Haus umgaben.

Als es dunkel wurde, draußen der Nebel geisterhaft wogte und die bleierne Dämmerung, welche das Gemach füllte, sich zu unheimlichen

Gestalten zusammenballte, wurde die Kranke unruhig.

„Siehst Du — dort,“ rief sie plötzlich, sich im Bette aufrichtend und den mageren Arm ausstreckend.

„Ja — ich sehe,“ sagte Dragomira ruhig.

„Und Dir steigen nicht die Haare zu Berge?“ schrie Frau Samakj auf, „was will er, er spricht zu mir.“ —

„Er fordert Rechenschaft.“

„Und mit Recht, denn ich habe ihm den Tod gegeben, ich war selbstsüchtig, hart, herzlos. Gibt es denn keine Sühne? Kann Gott nicht barmherzig sein?“ Die Kranke rang die Hände und sah Dragomira flehend an.

„Es giebt eine Sühne.“

„Welche?“

„Den Tod.“

„Wenn Gott will, so werde ich sterben.“

„Sie müssen selbst Ihrem Leben ein Ende machen, sich als Opfer auf dem Altar des Herrn darbringen.“

„Ich? — ich selbst? — nein, nein, ich will nicht sterben.“ Die Kranke verfiel neuerdings in wilde Phantasien und wälzte sich stöhnend und bebend auf ihrem Lager. Dragomira hatte

das Lämpchen angebrannt, das hinter dem kleinen Schirm stand, es warf einen zweifelhaften Schein in das Gemach und große leuchtende Ringe an die Decke. Die Gespenster verschwanden, der Mond trat hervor, und vor seinem heiligen Lichte flohen auch die Nebel, welche das Haus wie in Höllendampf eingehüllt hatten. Die Kranke wurde ruhiger.

Es war nahe an Mitternacht, als die alte Dienerin leise hereinkam und Dragomira meldete, ein Herr aus Kiew sei da, der sie zu sprechen wünsche.

Dragomira trat in das Nebenzimmer und fand Sergitsch.

„Es ist besser, wir gehen in den Garten hinaus,“ flüsterte er, scheu um sich blickend, „ich habe Ihnen neue Weisungen zu überbringen.“

Dragomira ging voran, und er folgte. Sie schritten zwischen den fahlen Stachelbeerhecken bis zu der Laube, an deren Zweigen noch einige gelbe Blätter hingen. Dragomira lehnte den Arm auf den nächsten Pflock und sah Sergitsch erwartungsvoll an.

„Haben Sie das Testament?“

„Ja.“

„Geben Sie es mir, hier ist der Befehl Apostol's.“

Dragomira las den Zettel, den ihr Sergitsch eingehändigt hatte, zog das Testament aus der Brust hervor und gab es ihm.

„Hat sie gebeichtet?“

„Nein, aber sie hat in ihren Phantasien von einem Mann gesprochen, dessen Tod sie verschuldete.“

„Es war ihr Gatte, sein Blut kommt über sie.“

„Ich werde versuchen sie zu retten.“

„Sie wird Ihnen Alles versprechen, so lange sie krank ist, und wenn sie genesen ist, das alte Sündenleben beginnen.“

„Was soll ich also thun?“

„Hier ist Arznei für ihre Seele.“

Sergitsch zog vorsichtig ein Fläschchen mit einer braunen Flüssigkeit hervor und gab es Dragomira.

„Was habe ich zu thun?“

„Sie muß sterben.“

„Wann?“

„Diese Nacht. Sind Sie entschlossen?“

„Gottes Wille geschehe.“

14. Junge Liebe.

„Die Liebe fragt nicht nach der Väter Stand,
Gleich ist der Mensch in ihrem Heimathland.“
Gouwald.

Das Arrangement machte einer klugen Mutter alle Ehre. Als Graf Solthf in der Abenddämmerung kam, war Dginski im Kasino, und die Damen saßen mit Handarbeiten beschäftigt im Wintergarten. Nachdem Frau Dginska einige Zeit die Honneurs gemacht hatte, erschien die alte Kammerfrau und meldete, es sei Jemand da, der die Herrin dringend zu sprechen wünsche. Frau Dginska bat um Entschuldigung und rauschte hinaus.

Der Graf und Anitta waren allein. Sie fühlte sich in diesem Augenblick glücklich, daß der Sticrahmen zwischen ihr und ihm stand und ihr einigen Schutz vor seinen glühenden Blicken und seinen schmeichelnden Worten gab, denn ihm kam

alles Andre zu statten, die malerische Ueppigkeit der exotischen Pflanzen, die den ganzen Raum erfüllten und um sie herum eine Art grünen, blühenden Tempel bildeten, das melodische Plätschern des kleinen Springbrunnens, die holde märchenhafte Beleuchtung durch die rothe Ampel, die von der Decke herabhing, und der schwere, einschläfernde Duft, der die Luft erfüllte und die Sinne, wie im mörderischen Umkreis eines Giftbaumes, zugleich aufregte und betäubte.

Wenn ein Ort geeignet war, schlummernde Leidenschaft zu wecken, oder ahnungslose Unschuld zu verführen, so war es dieser. Der Graf neigte sich über die phantastischen Blumen, welche Anitta's Nadel hervorzauberte und hielt das arme Mädchen unausgesetzt im Banne seiner dunkeln Augen, deren verhängnißvolle Macht sie gegen ihren Willen zu fühlen begann. Sie fürchtete sich vor ihm, sie empfand eine Art Haß gegen ihn, und doch zog er sie an und beschäftigte ihre kindliche Phantasie.

„Sie haben etwas gegen mich, Anitta,“ sagte Solyt leise, „Sie weichen mir aus, Sie meiden meinen Blick.“

„Nein, gewiß nicht, wie sollte ich auch?“

„Sie wollen nicht hören, daß Sie schön, daß

Sie anbetungswürdig sind, aus meinem Munde wenigstens nicht.“

„Sie sind der Erste, der mir das sagt,“ erwiderte Anitta scheu und sanft, das Blut war ihr in die Wangen gestiegen, und sie preßte heimlich die Hand gegen das Herz, „ich bin nicht gewöhnt an solche Huldigungen wie die anderen Damen, ich nehme sie ernst und fühle mich beschämt.“

„Mir ist es auch ernst, niemals würde ich wagen, mit Ihnen zu spielen.“

„Ich bin Ihnen neu, Herr Graf, das ist Alles. In zwei Wochen denken Sie anders.“

„Niemals, Anitta, niemals, Sie haben mir einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck gemacht, Sie sind das erste Mädchen, mit dem ich es der Mühe werth finde zu sprechen, Sie haben mich vollständig befehrt, und wenn Sie wollen, können Sie mich in Fesseln schlagen oder vor Ihrem Siegeswagen spannen.“

„Ich bin keine Kofette.“

„So war es nicht gemeint, es giebt Fesseln, die geheiligt sind.“ —

Anitta wurde es bange um's Herz. Das Gespräch nahm eine Wendung, auf die sie nicht im Mindesten vorbereitet war. Es war ihr peinlich,

Solthf zurückweisen zu müssen, und sich ihm hinzugeben, nein, das war sie nicht im Stande, sie fühlte jetzt, daß sie nicht mehr frei war, daß ihr Herz einem Andern gehörte, und wäre es auch nicht gewesen, Solthf hätte sie dennoch niemals lieben können, und ihm angehören ohne Liebe, davor schauderte ihre unentweihete Natur zurück wie vor der Sünde.

Sie war nicht das Mädchen, sich von ihren Eltern verschrenken zu lassen.

„Sie sagen mir kein Wort, Anitta,“ begann der Graf von Neuem.

„Was soll ich Ihnen sagen? Ich bin so unerfahren, vielleicht albern.“

Zum Glück für sie kehrte die Mutter zurück. Der Graf biß sich auf die Lippe, für diesmal flatterte die Gelegenheit ungenützt vorbei. Er blieb zum Thee, aber Dginski, der aus dem Kasino nach Hause zurückgekehrt war, verflocht ihn in lästige politische und wirthschaftliche Gespräche, und wenn er ja dazwischen einmal das Wort an Anitta richten konnte, erwiderte sie nur zögernd und einsilbig. Frau Dginska sah eine Wolke des Mißmuths auf seiner Stirn lagern, und so kam sie denn, als er sich verabschiedet hatte und Anitta zur Ruhe gegangen war, leise

in das Schlafgemach derselben, setzte sich zu ihr auf das Bett und begann sie auszuforschen.

„Glückliches Kind,“ flüsterte sie, ihre Tochter auf die Stirn küssend, „kaum in die Welt getreten, machst Du eine solche Eroberung.“

„Wen meinst Du, Mama?“

„Wen? Solthf, wen sonst? Du denkst doch nicht etwa an den jungen Offizier?“

Anitta erröthete. „Wie kommst Du auf diesen Einfall?“

„Es wäre ein Unsinn, sich eine solche Partie zu verderben,“ fuhr Frau Dginska fort. „Der Graf ist der glänzendste Bewerber, den Du finden könntest. Hat er Dir vielleicht schon von seinen Absichten gesprochen?“

„Ja.“

„Und Du — was hast Du gesagt?“

„Nichts.“

Frau Dginska schlug die Hände zusammen. „Mädchen! was hast Du denn im Kopfe? Deine Puppe?“

„Ich werde Solthf niemals lieben.“

„Mein Kind, man heirathet, um sich eine Stellung in der Welt zu machen, und nicht dem Herzen zu lieb. Als Gräfin Solthf kannst Du eine Rolle spielen, das Leben mit vollen Zügen

genießen, wirf Dein Glück nicht leichtsinnig von Dir, sei vernünftig.“

Anitta schwieg, Frau Dginska strich ihr das Haar aus der Stirn und küßte sie auf den reinen Kindermund. „Ja, vernünftig, Anitta und für heute gute Nacht.“

„Gute Nacht, Mama.“

Als Anitta am nächsten Morgen aufstand, war sie um vieles klüger, aber auch entschlossener. Sie sperrte sich in ihrem Zimmer ein, warf ein paar Zeilen auf ein Rosapapier, steckte das süße Briefchen in die Tasche ihrer Kazabaika und schlich dann leise die Treppe hinab und durch den Hof in das Hintergebäude.

Hier stand der, den sie suchte, eben in der großen, mit Heiligenbildern und Schlachten scenes beklebten Stube und pußte ein Paar großer Stiefel. Es war Taras, der alte Kosak, der sie auf seinen Armen getragen, als sie noch in den Windeln lag, und sie auf seinen Knien geschaukelt hatte, zur Zeit als sie mit wehenden Locken im Hause umhersprang.

Der große hagere Mann mit dem grauen Haar und dem struppigen Schnurrbart lächelte sofort, als er sie erblickte, und seine sonst so

strengen, ehernen Züge gewannen einen rührenden Ausdruck von Liebe und Ergebenheit.

„Taraß, willst Du mir einen Dienst erweisen?“ begann die kleine Zauberin.

„Jeden.“

„Auch gegen den Willen meiner Eltern?“

„Auch dann.“

„So bitte ich Dich, trage mir diesen Brief sofort zu dem Lieutenant Jadewski, und wenn er Nachmittags kommen sollte, erwarte ihn beim Thor und führe ihn nicht in das Haus, sondern gleich zu mir in den Garten.“

„Wissen Sie was, Fräulein,“ sagte Taraß schlau, „ich werde ihn lieber gleich bei dem Pförtchen hereinlassen, da gelangt er sozusagen unbenutzt in den Park.“

„Ja, thue das, mein lieber, goldener Taraß.“

„Für Sie raufe ich mich mit aller Welt herum, wenn es sein muß,“ erwiderte der Alte.

Der Himmel begünstigte Anitta an diesem Nachmittag, er war heiter, wolkenlos und die Sonne füllte den Garten, in den sich Anitta vorsichtig hinausstahl, mit warmem Gold. Das große anmuthige Kind verbarg sich im Dickicht wie ein scheues Reh und blickte durch die entlaubten Zweige der Eichen, Buchen und Birken,

durch Tannendunkel und Epheuranfen hinaus auf das kleine Pförtchen am Ende des Parkes. Endlich zeigte sich der bunte Schimmer einer Uniform und Jesim trat durch die Umfriedung.

Anitta lief ihm entgegen und ergriff seine Hände, in ihren Augen leuchtete ein himmlisches Vergnügen. „Beurtheilen Sie mich nicht voreilig, nicht falsch,“ begann sie, „ich mußte Sie sprechen, aus verschiedenen Gründen.“

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein,“ gab Jesim zur Antwort, „Sie machen mich vollkommen glücklich, und ich frage mich nur, wie ich so viel Güte verdiene.“

„Das wird nicht verdient, glaube ich,“ sagte Anitta, „es kommt von selbst, oder gar nicht.“

Sie schritten zu der nahen Bank, die, aus Birkenholz gefertigt, aus dem Tannendunkel hervorleuchtete, und sie zog ihn rasch auf dieselbe nieder.

„Hören Sie,“ flüsterte sie mit kindlicher Wichtigkeit, „Graf Solthyl macht mir den Hof, ja, ja, allen Ernstes, so unglaublich das scheint.“

„Ich verstehe es nur zu gut.“

„Er wirbt um mich, und meine Eltern begünstigen seine Pläne.“

„Und Sie selbst?“

„Niemand werde ich ihm meine Hand reichen, niemals.“

„O! meine süße, gute Anitta!“

„Bin ich es denn? Haben Sie mich wirklich lieb?“

„Sie zweifeln noch? Verstehen Sie noch nicht in einer Menschenseele zu lesen, und wenn Sie es nicht verstehen, sagt Ihnen nicht die Stimme Ihres eigenen Herzens, was in meinen Blicken flammt und zittert. Ich dachte, jeder Mensch müßte es wissen, daß ich Sie liebe, und wie ich Sie liebe.“

„Sie lieben mich!“ Anitta sah ihn an, mit einem entzückten Schrecken, „ist es denn wahr, kann es denn wahr sein?“

„Halten Sie mich einer Lüge fähig?“ murmelte Besim, und schon lag er vor dem wunderholden Geschöpf auf den Knien und blickte in ihre Augen, die in unwiderstehlicher Milde strahlten, wie in den Frühlingshimmel.

„Ach, Besim, es mag unrecht sein, denn meine Eltern wollen es nicht, aber ich kann nicht anders, mein Herz gehört Ihnen. An Ihrer Seite will ich leben oder gar nicht, ich schwöre es Ihnen, ewige Liebe, ewige Treue!“

„Ewige Treue!“ wiederholte er, und jetzt legte

sie die Arme in überwallender, keuscher Zärtlichkeit um ihn, und er zog sie an sich, und ihre Lippen berührten sich. Es war ein Augenblick, so süß, so rein, so einzig, alle Schauer des Daseins und der Ewigkeit gingen durch die beiden jungen Herzen, die ein frommer Traum vereinigte.

Dann machte sich Anitta sanft los. „Wir haben nur wenige Augenblicke für uns, lassen Sie uns also keine Zeit verlieren,“ sprach sie, „Sie werden mich vielleicht thöricht finden, Sie werden darüber lachen, daß ich Ihnen Rathschläge ertheilen will, aber wenn es Ihnen Ernst ist, wenn Sie mich erringen wollen, dann müssen Sie rasch handeln.“

„Was soll ich thun?“

„Sie müssen dem Grafen zuvorkommen. Gehen Sie einfach zu meinem Vater und bitten Sie ihn um meine Hand.“

„Ich werde es thun, sobald ich mit meiner Mutter gesprochen habe.“

„Bedarf es auch ihrer Einwilligung?“

„Nein, Anitta, aber es sind verschiedene Dinge zu ordnen, und ich muß Ihrem Vater sagen können, was ich seiner Tochter für eine Zukunft zu bieten in der Lage bin.“

„Sie haben Recht,“ rief Anitta lachend, „daran

habe ich nicht gedacht, ich meinte, wir könnten uns wie die Sänger des Waldes eine Wohnung in den grünen Zweigen eines Baumes bauen und von den Körnern leben, die Gottes gütige Hand für seine Geschöpfe umherstreut. Aber zögern Sie nicht, jeder Tag, jede Stunde kann neue Gefahr bringen.“

Ein schriller Pfiff warnte jetzt das junge Paar. Es war Taras, der Anitta dies Zeichen gab.

„Sie müssen fort,“ flüsterte sie, sich erhebend, „ohne Zweifel kommt Besuch.“

Jesim schloß sie noch einmal an seine Brust, ein langer Kuß voll echter Innigkeit, dann eilte er davon und sie ging rasch dem Hause zu. Es war der Jesuit, den Taras angekündigt hatte, Anitta traf ihn auf halbem Wege. „So allein,“ begann er, „ohne Zweifel habe ich Sie in süßen Träumen gestört. Darf ich rathen, mit wem Sie sich beschäftigt haben?“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, Pater Glinzki.“

„Mein theurer Graf ist voll von Ihnen,“ sprach der Jesuit, „er spricht nur noch von dem Engel, der ihm erschienen ist, und in der That, Sie traten in sein Leben wie ein Sendbote des Himmels. In Ihren Händen ruht jetzt ein großes

Geschick, Sie allein sind es im Stande, aus diesem wilden, zügellosen Mann, der im Grunde die besten und glänzendsten Eigenschaften besitzt, einen Menschen zu machen, welcher Gott und uns Allen Freude macht und die Welt mit edlen Thaten und schönen Werken erfüllt.“

„Sie irren, Hochwürden,“ versetzte Anitta mit ruhiger Ehrlichkeit, „Ihr Graf braucht eine starke Hand, die ihn regiert, und die meine ist schwach und nachgiebig. Ich würde ihn nicht retten und ebenso wenig glücklich machen, ich selbst aber würde an seiner Seite namenlos elend werden.“

„Weil Sie einen Andern lieben?“

„Nein, weil ich ihn nicht liebe.“

„Sie werden ihn aber lieben.“

„Niemals.“

„Er hat noch jedes Herz bezwungen.“

„Das meine kann er nur vergiften und zertreten.“

„Sie nehmen die Sache zu tragisch,“ spottete der Jesuit.

„Ich nehme sie nur ernst,“ gab Anitta zur Antwort, „weil mein ganzes Lebensglück daran hängt, ich spiele nicht mit meinem Herzen, und wehe demjenigen, der es wagen wollte damit zu spielen.“

15. Die Arznei der Borgia.

„Hoff' Erbarmen nicht von mir.“

Calderon.

Nachdem Sergitsch Dragomira verlassen hatte, warf sich diese im Garten, unter freiem Himmel auf die Kniee und betete, dann stand sie auf und schritt dem Hause zu, entschlossen, dem empfangenen Befehl Folge zu leisten. Als sie in das Zimmer der Kranken trat, waren ihre Wangen vom Froste warm angehaucht, auf ihren strengen Zügen lag die volle Energie eines unerbittlichen Fanatismus, und die sonst so kalten Augen hatten einen seltsamen Glanz.

Sie hieß die Alte zur Ruhe gehen, schloß das Fenster, zog die Vorhänge zu und setzte sich dann an das Bett der Kranken.

„Frau Samakj,“ begann sie.

„Ja — was giebt es? — Ach! Sie sind es. Wo waren Sie denn?“

„Der Arzt war da.“

„So, was hat er gesagt?“

„Er hat eine neue Arznei gebracht.“

„Wozu? er kann mir doch nicht helfen.“

„Sie meinen, er kann die Sünde nicht von Ihnen nehmen, die Ihr Gewissen bedrückt und peinigt.“

„Was weißt Du davon, Mädchen?“ murmelte die Kranke, Dragomira's Handgelenke umklammernd, „war er da? hast Du ihn gesehen? — Nein, er erscheint nur mir, wenn ich allein bin.“

„Er, der um Ihretwillen den Tod gefunden hat?“

„Ich sehe, Du weißt Alles, ja, ich war es, ich habe ihn ermordet, und er tödtet jetzt mich, indem er mir in das Ohr flüstert, schreckliche Geschichten, die ich nicht hören will, indem er aus der Erde steigt wie Rauch und bis zum Himmel emporwächst, da steht er, ein Riese, er hat die Sonne vorn an der Brust, nein, es ist die Sonne nicht, eine Wunde ist es, aus der sein warmes Blut quillt, ringsum Blut, ein Meer von Blut, es steigt herauf, ich ersticke.“ Sie schrie laut auf und barg entsetzt ihr Gesicht an Dragomira's Schulter.

„Versöhnen Sie sich mit Gott, so lange es noch an der Zeit ist.“

„Wie soll ich das? habe ich nicht gebetet, geopfert, gebüßt mein Leben lang?“

„Sie müssen sich selbst opfern.“

„Mich?“

„Blut für Blut, geben Sie Ihr Leben zur Sühne hin.“

„Nein, nein, ich kann nicht,“ schrie Frau Samaky auf, „ich will nicht sterben.“

Dragomira sah sie lange an, dann erhob sie sich ruhig, zog das Fläschchen hervor, goß den Inhalt in ein kleines Glas und beugte sich über die Kranke. „Hier ist die Arznei.“

Frau Samaky richtete sich auf, sah die Flüssigkeit im Glase mißtrauisch an und dann Dragomira. Es kam etwas Geisterhaftes über sie. „Was haben Sie vor?“ fragte sie ängstlich, „weshalb soll ich dies trinken? was ist in diesem Glase?“

„Die Arznei.“

„Nein, das ist Gift.“

„Sind Sie von Sinnen?“

„Mädchen, wer hat Dir diese Arznei gegeben? Du willst mich tödten!“

„Nehmen Sie doch.“

„Nein, ich will nicht.“

„Sie müssen.“

„Ich muß?“ Sie begann laut und häßlich zu lachen, „wer will mich zwingen?“

„Ich.“

Dragomira warf sich mit einer Art Wildheit auf Frau Samakj, welche sich verzweifelt zur Wehre setzte, ein wildes, stummes Ringen begann, endlich gelang es Dragomira, die Arme der Kranken zusammenzupressen und ihr Knie darauf zu setzen, jetzt hielt sie ihren Kopf wie in einer eisernen Klammer, öffnete ihr den Mund und goß ihr die braune Flüssigkeit ein, dann schloß sie ihr rasch den Mund mit ihrem Tuch.

Wenige Augenblicke und der Todeskampf begann. Dragomira ließ ihr Opfer los. Frau Samakj rief um Hülfe, doch Niemand hörte sie.

„Hier ist Deine Retterin,“ sprach Dragomira stolz und begeistert, „ich bin es, arme Sünderin, die Dich den Weg zum Himmel führt.“

Ein letztes Röcheln, dann hatte Frau Samakj geendet.

Dragomira warf sich an ihrem Bette auf die Knie und begann laut zu beten. „Herr! sei ihrer armen Seele gnädig, vergieb ihr ihre Schuld und

erbarme Dich Aller, die auf Erden wandeln und sündigen.“

Nach einer Weile öffnete Dragomira das Fenster und ging dann in den Garten, um das verhängnisvolle Fläschchen und das Glas, in dem ein Bodensatz zurückgeblieben war, im Dickicht zu vergraben. Als sie leise in das Haus zurückkehren wollte, löste sich von der Wand desselben eine dunkle Gestalt los.

„Wer ist da?“ fragte sie.

„Ich bin es, Sergitsch.“

„Es ist geschehen.“

„Sie ist todt?“

„Ja.“

„Ist sie freiwillig gestorben?“

„Nein, sie hat sich zur Wehr gesetzt.“

„Hoffen wir, daß Gott Erbarmen hat und Ihre That als Sühne annimmt für ihre Sünde.“

„Ich will jetzt fort,“ sagte Dragomira, „hier habe ich nichts mehr zu thun.“

„Nein, Sie müssen bleiben. Die Todte muß bewacht werden, bis ich wiederkomme.“

„Dann bleibe ich.“

Sergitsch entfernte sich, und Dragomira kehrte in das Haus zurück. Sie sperrte die Thür des Zimmers, in dem die Todte lag, zu, steckte den

Schlüssel zu sich, streckte sich im Vorzimmer auf dem Divan aus, deckte sich mit ihrem Mantel zu und schlief ein. Sie lag ruhig, selbst wie eine Todte, mit dem unschuldigen Lächeln eines Kindes da bis zum Morgen, bis die Sonne hell und warm hereinschien und ein Wagen vorfuhr, dem Sergitsch entstieg.

Er kam, um im Namen der Brüderschaft, deren Vorstand er war, von Haus und Gut Besitz zu ergreifen. Nicht lange nach ihm langten vier von den Brüdern mit dem Sarge an. Die Gefahr einer Ansteckung bot bequemen Vorwand, alle Anderen fernzuhalten. Dragomira legte die Todte in den Sarg, der sofort geschlossen wurde. Dann begab sich Sergitsch zu dem Ortsvorstand und dem Pfarrer. Der Rubel entwickelte seine klingende Beredsamkeit, und so erhielt Sergitsch „mit Rücksicht auf den Charakter der Krankheit, welcher Frau Samakj erlegen war,“ die Erlaubniß, sie noch denselben Abend zu bestatten.

Als dies geschehen war, kehrte Sergitsch in den Edelhof zurück und zog sich mit Dragomira in das Sterbezimmer zurück.

„Ich bitte Sie, noch hier zu bleiben, gnädiges Fräulein,“ sprach er, „Sie werden noch einmal hier in der Nähe zu thun bekommen, vielleicht schon diese Nacht.“

„Um was handelt es sich?“

„Sie haben den jungen Edelmann gesehen, den die Jüdin umgarnt hat.“

„Pikturno?“

„Ja, dieser wird heute Nacht oder morgen ein Rendezvous in der Schenke haben, die an der Straße auf halbem Wege nach Kiew liegt.“

„Sind wir dort sicher?“

„Vollkommen.“

„Ich soll also hier Botschaft erwarten?“

„So ist es. Das Haus gehört jetzt uns,“ fuhr er fort, „betrachten Sie sich als die Herrin desselben, ich werde den Leuten bedeuten, daß sie unter Ihren Befehlen stehen und Ihnen in Allem zu gehorchen haben.“

„Aber ich kann doch nicht in diesem Aufzug?“ ...

„Dafür ist gesorgt. Sie müssen hier Ihre Rolle weiter spielen, aber in jener Schenke werden Sie Alles finden, was Sie benöthigen, um sich vollständig umzukleiden.“

„Gut.“

„Ich verlasse Sie jetzt. Apostol wird mit Ihnen zufrieden sein. Der Himmel segne Sie,“ schloß Sergitsch, dann bestieg er den Wagen und fuhr davon. Dragomira blieb allein in dem stillen, einsamen, unheimlichen Hause. Die Dienst-

leute waren in der Backstube versammelt, welche über dem Hofe lag, von Zeit zu Zeit trug der Wind von dorthier das Murmeln von Gebeten und leisen Klagegesang herüber. Draußen war es dunkel, nur einzelne Sterne zeigten sich an dem mit dichtem weißen Gewölk bedeckten Himmel. Dann fielen leichte Flocken zur Erde, und mit einem Male wirbelte der Schnee um Haus und Garten.

Dragomira ging auf und ab, die Arme auf der Brust verschränkt, eine böse, peinliche Stimmung war über sie gekommen. Bei jedem Geräusch, das sich vernehmen ließ, hoffte sie den Boten kommen zu sehen, der sie nach der Schenke rufen sollte. Sie sehnte sich nach Kampf, nach Thaten, nach Aufregung, die Dede und Einsamkeit wurden ihr unerträglich.

Manchmal meinte sie das laute, schwere Athemholen, das Köcheln der Kranken zu hören, dann wieder zeigte sich ein Schatten an der Wand, der ihr zu drohen schien.

Endlich ging sie hinaus in den Hof, rief den alten Kutscher und verlangte ein Pferd. Der von den Jahren tief gebeugte Greis sah sie erstaunt an. Eine Krankenpflegerin, die ritt, war ihm offenbar noch nicht vorgekommen und nun gar

bei diesem Unwetter und zu dieser Stunde. Doch Dragomira wiederholte den Befehl, und er gehorchte.

Sie befestigte das Haar, schlang das weiße Tuch um den Kopf und zog den Fuchspelz an. Als sie heraustrat, eine Peitsche in der Hand, führte der Kutscher auch schon das Pferd vor. Sie schwang sich in den Sattel und hieß das Thor öffnen. Das junge, feurige Thier, das lange im Stall gestanden hatte, zeigte sich indeß ungehorsam und scheute jedesmal vor dem Thore zurück. Das schien ihr Vergnügen zu machen, sie war eben in der Laune zu ringen und fremden Widerstand zu besiegen. Mit lautem Zuruf schwang sie die Peitsche und bändigte das ungehorsame Pferd, bis dieses sich ihrem Willen beugte und sie in leichten Sätzen hinaustrug in die stürmische Nacht.

Sie galoppirte jetzt auf der Straße dahin, im tiefen Schnee, von Flocken umtanzt, dem Winde entgegen. Der wilde Kampf der Elemente that ihr wohl und besänftigte ihre aufgeregten Sinne. Noch folgten ihr bleiche, klagende Gespenster und schwebten auf und ab zwischen den düsteren Weiden, die am Wege standen, andere lauerten am Rande des Birkenhains.

Vor ihr erhob sich eine schwarze Wand, der Tannenwald. Sie sprengte mitten in denselben hinein, unbekümmert um die Finsterniß, die hier um die im Sturme schaukelnden Stämme lagerte, und um die Stimmen, die in den Lüften laut wurden, in dem Schooße des Waldes und von Zeit zu Zeit aus dem Abgrund emporstiegen. Sie kannte keine Furcht. Es war vielmehr als werde ihr kalter Muth nach und nach der entfesselten Natur Herr. Das Geheul des Windes verlor sich in der Ferne, das Gestöber hörte auf, der Schnee fiel nur noch in einzelnen silbernen Flocken, an dem klaren, ruhigen Himmel zog das Heer der Sterne herauf.

Doch neue Feinde nahten. Im Dickicht zeigten sich irrende Lichter, glühende Augen, ein Rudel Wölfe brach hervor.

Dragomira fühlte das Pferd unter sich zittern, doch sie bebte nicht. Kaltblütig hielt sie mitten im Wege und zog den Revolver hervor.

Schon sprang der erste Wolf über den Graben.

Ein Blitz, ein Knall, und er wälzte sich im Schnee zu ihren Füßen, dann hieb sie auf ihr Pferd los und jagte davon. Es währte einige Zeit, ehe die Wölfe nachkamen, sie sah sie in der Ferne herantraben wie Hunde, die vereint ein

edles Wild jagen, doch sie hatte bereits den Tannenforst im Rücken und ritt im weiten Bogen über die beschneite Fläche zurück nach Myschkow. Noch einmal kamen ihre Verfolger nahe und ließen ihr heiseres Geheul hinter den Hufen ihres Pferdes vernehmen, wieder knallte der Revolver, einmal, zweimal, und schon hatte sie neuerdings einen Vorsprung gewonnen und sah vor sich das schneeumhüllte Dach des Edelhofes durch die schwarzen, nackten Pappeln leuchten.

Das Geheul verstummte, die grauen, schrecklichen Gestalten verschwanden.

Pferd und Reiterin schöpften Athem. Dragomira ließ jetzt das prächtige Thier im Schritt gehen und klopfte ihm schmeichelnd den Hals. Das Thor stand noch offen. Sie ritt in den Hof und sprang aus dem Sattel. Auf ihren Ruf kam der Kutscher, das Pferd in Empfang zu nehmen.

Als Dragomira in das Haus trat, leuchtete sie wie ein Cherub, denn der Frost hatte ihr Haar, Kleid und Pelz mit kleinen, blitzenden Diamanten bestreut, die sich erst in dem warmen Dunst der Stube in silberne Tropfen verwandelten und langsam zur Erde fielen. Jetzt war ihr wohl, sie warf die Peitsche fort und die feuchten Hüllen

ab. Müde und erhitzt streckte sie sich auf dem Divan aus. Die Gespenster waren gewichen. Das öde Haus war mit einem Male friedlich und heimisch.

Es währte indeß nicht lange, so pochte es leise an das Fenster.

Dragomira erhob sich und öffnete rasch, daß die Scheiben klirrten.

„Wer ist da?“

„Ich, gnädiges Fräulein.“

Die Jüdin stand draußen mit einem häßlichen, listigen Lächeln.

„Wir brauchen Sie,“ flüsterte sie, „mein Wagen steht draußen auf der Straße, machen Sie sich bereit.“

16. Eine Seele gerettet.

„Blut vergießen fort und fort, das ist
dein Ruhm.“ Alfieri.

Zwei Minuten später trat Dragomira aus dem Haus und schritt mit der Jüdin durch den Schnee zum Hofthor hinaus auf die Straße, wo ein kleiner, mit Leinwand bespannter, jüdischer Wagen hielt, den Juri lenkte. Die beiden Frauen stiegen schweigend ein, und das elende Fuhrwerk setzte sich in Bewegung.

Das Gestöber hatte vollkommen aufgehört, am Himmel zeigten sich einzelne Sterne, trotzdem war es dunkel, und man kam nur langsam mit aller Vorsicht vorwärts. Die Räder knirschten im Schnee, die Pferde schnauften.

„Wird er nicht Verdacht schöpfen?“ fragte endlich Dragomira.

„Der ist ganz verblendet,“ erwiderte Bassi

spöttisch, „er entkommt uns nicht mehr, und weshalb sollte er mißtrauisch werden?“

„Weil Du ihn soweit hinausbestellt hast.“

„Ich sagte ihm, daß es um meines Mannes willen geschehe, und das muß er wohl glauben.“

Es war spät, als der Wagen vor der Schenke hielt und die Beiden abstiegen. Etwa hundert Schritte von der Landstraße entfernt stand das weitläufige, mit Stroh gedeckte Haus, von einem hohen Zaun umgeben, Hunde bellten, vor der Thür schaukelte der dürre Wirthshausbusch traurig hin und her. Die nächste Umgebung war flach und öde, aber in einiger Entfernung streckte sich Hügel land aus, das mit dichtem Nadelholz bestanden war. Die Jüdin stieß die Thür auf und führte Dragomira durch die große, mit Dunst, Tabaksqualm und Branntweingeruch erfüllte Schenkstube, in der ein alter Jude eben sein Gebet sprach, in ein hübsches, reinliches Zimmer wo ein Bett stand, ein Spiegel an der Wand hing und sich ein Koffer befand, der die Kleider enthielt, welche Sergitsch gesendet hatte.

Bassi zündete eine Kerze an und ließ dann Dragomira allein, welche sich rasch umkleidete. Sie war noch nicht fertig, als sich der Hufschlag eines Pferdes vernehmen ließ und bald darauf

die Stimme Pikturino's in der Schenkstube ertönte. Bassi schlüpfte durch die halbgeöffnete Thür herein und gab Dragomira einen Wink, indem sie zugleich den Finger auf den Mund legte. „Er ist da,“ flüsterte sie, „ich führe ihn in die anstoßende Stube, Sie können durch die Ritze in der Thür Alles sehen, was vorgeht, aber vergessen Sie nicht, vorher die Kerze auszulöschen.“

Dragomira nickte, und die Jüdin zog sich wieder zurück. Die Erstere beendete jetzt ihre Toilette, warf einen Blick in den Spiegel und lud dann ihren Revolver. Aus der Krankenpflegerin war jetzt eine schöne, kühne Amazone geworden.

Im Nebenzimmer hörte man Schritte, dann die Stimme des jungen Edelmannes und leises Richern. Dragomira verlöschte die Kerze, näherte sich auf den Fußspitzen der Thür und legte das Auge an die Ritze.

Sie übersah den kleinen Raum fast vollständig. Derselbe hatte zwei Ausgänge, den einen in das Zimmer, in dem sie selbst sich befand, den andern in die große Schenkstube und ein Fenster in den Hof hinaus, das mit einem dichten, grünen Vorhang verhängt war. In der Mitte der Wand, der Lauschenden gegenüber, stand ein alter, roth-

bezogener Divan, aus dem an verschiedenen Stellen das Kopfhaar hervorbrach. Zur Seite befand sich ein Schrank, auf dem verschiedene Gläser mit eingemachten Früchten standen und eine Kommode mit einer Stockuhr und einigen Porzellanfigürchen. Beim Fenster war noch ein Stuhl. Das war Alles. Bassi Rachelles, die Hände in die Taschen ihrer Pelzjacke versenkt, ging, mit einem spöttischen Lächeln um die vollen Lippen, auf und ab, während Pikturmo rittlings auf dem Stuhle saß und sie anstaunte.

„Sie müssen nur nicht glauben, daß ich in Sie verliebt bin,“ sagte die Jüdin, „Sie haben mich um ein Rendezvous gebeten, ich bin gut-herzig und habe es Ihnen gegeben, daraus folgt aber noch nichts, nicht das Mindeste.“

„Ich dachte, daß Sie einige Zuneigung zu mir hätten,“ stammelte Pikturmo furchtbar verlegen.

„Zuneigung?“ Bassi blieb vor ihm stehen und sah ihm frech in's Gesicht, „nicht die geringste.“

„Um mir das zu sagen!“ erwiderte Pikturmo, „hätten Sie doch nicht nöthig gehabt, mich da herauszubestellen, dazu war in Kiew Gelegenheit genug.“

„Was wissen Sie denn,“ rief Bassi, den einen

Arm in die Hüfte stemmend, „zu welchem Zweck ich Sie hierher kommen ließ?“

„Sie haben heute Capricen, wie es scheint, liebe Bassi,“ sprach Pikturmo, stand auf, und versuchte sie um den Leib zu fassen, doch sie entwand sich mit der Elasticität einer Schlange seinen Armen. „Rühren Sie mich nicht an,“ rief sie und stieß ihn zurück.

„Ich sehe, es ist besser, wenn ich wieder fortreite.“

„Reiten Sie nur.“ Bassi trat an das Fenster und drehte ihm den Rücken.

„Bassi!“

Sie regte sich nicht.

„Sind Sie denn böse? Was haben Sie denn eigentlich?“

In diesem Augenblick pochte es leise an das Fenster, die Jüdin schlug den Vorhang rasch zurück und klopfte gleichfalls an die Scheiben.

„Was bedeutet das?“ fragte Pikturmo.

„Nichts,“ gab Bassi zur Antwort, ging bis zu dem Divan und setzte sich. „Kommen Sie zu mir.“

Pikturmo gehorchte gern, und die reizende Frau überließ ihm jetzt willig ihre Hände.

„Also doch nur Capricen.“

„Vielleicht eine List.“

„Wozu?“

„Um Sie zu fangen.“

„Mich? Bin ich nicht schon lange in Ihrer Gewalt, schöne Bassi?“

„Gewiß,“ spottete sie, „aber es ist nicht genug, daß der Vogel in das Netz geht, man muß es auch zuziehen, und das will ich jetzt thun.“

„Wie?“

Sie sah ihn gar seltsam an, schmachtend und lauernd zugleich, und als er jetzt die Arme um sie legte, zog sie blitzschnell aus dem weiten Ärmel ihrer Pelzjacke eine Schlinge hervor, warf sie ihm um den Hals und sprang auf.

„Um des Himmels willen!“ rief Pikturmo, „Sie erwürgen mich ja.“

Zugleich drangen die Helfershelfer der Jüdin, Zuri, Tabisch und Dschika herein, und ehe der Unglückliche noch recht verstand, um was es sich handle, hatten sie ihn zu Boden geworfen, ihm Arme und Beine zusammengeschnürt und ihm einen Knebel in den Mund geschoben.

Pikturmo warf einen flehenden Blick auf Bassi, welche denselben mit kalter Verachtung erwiderte, dann wurde er in einen großen Sack gesteckt, über ein Pferd geworfen, auf demselben festgeschnallt,

und nun ging es im scharfen Trab davon. Als das Pferdegetrappel sich entfernte, öffnete Bassi die Thür. „Sind Sie bereit, gnädiges Fräulein?“ fragte sie.

„Ja.“

„Haben Sie gesehen, wie gut ich meine Sache gemacht habe? jetzt machen Sie es ebenso.“

„Du wirst es ja sehen.“

„Ich nicht,“ erwiderte Bassi, indem sie sich schüttelte, „ich kann kein Blut sehen. Juri wartet mit den Pferden, er wird Ihnen den Weg zeigen.“

Dragomira zog rasch die Reithandschuhe an und ging, die Reitpeitsche unter dem Arm, zur Thür hinaus. Juri verneigte sich demüthig vor ihr und küßte den Saum ihres Kleides. Beide schwangen sich in den Sattel und nahmen die Richtung des Waldes.

Hier, auf einem die Gegend überragenden Hügel warteten die Genossen der Jüdin mit ihrem Opfer im Dickicht. Sie hatten Pikturmo aufrecht an eine große Tanne gebunden, welche frei auf einer kleinen Waldblöcke stand, und aus Keisig ein Feuer angefacht, an dem sie schweigend lagerten.

Als Dragomira ankam und sich vom Pferde herabschwang, sah sie Pikturmo erstaunt an. Ihre Züge waren ihm bekannt, aber ihr Anzug machte

ihn irre. Sie trug auch jetzt hohe Männerstiefel, aber dazu ein dunkles Kleid, eine kurze Pelzjacke und eine Kosakenmütze.

„Sind wir hier sicher?“ fragte sie.

„Vollkommen,“ erwiderte Tabisch, ein Greis mit riesigem Gliederbau.

„Ich muß aber doch noch einen Versuch machen, ihn zu befehren,“ sagte Dragomira. „Stellt also Posten aus, damit wir den Knebel entfernen können und sicher sind, daß man ihn nicht hört, falls er um Hülfe rufen sollte. Gebt uns Zeichen durch Pfliffe, daß Alles in Ordnung ist und wir an das Werk gehen können. Dschika bleibt bei mir.“

Die Männer entfernten sich. Dragomira hatte sich auf einem abgehauenen Baumstamm niedergelassen, und Dschika schürte das Feuer. Sie war bäurisch gekleidet, hatte plumpe Männerstiefel, einen roten Rock, der ihr kaum zu den Knöcheln reichte, einen kurzen Schafspelz und das rothbraune Haar mit einem gelben, geblünten Tuch umwunden. Ihre mittelgroße Gestalt vereinigte Kraft und Behendigkeit, das gebräunte Gesicht mit den groben, strengen Zügen hatte einen stolzen, verächtlichen Zug um die vollen Lippen.

Es währte nicht lange, so ertönten ringsum Pfliffe.

„Wir können beginnen,“ sprach Dschifa mit einem teuflischen Lächeln.

„Befreie ihn von dem Knebel,“ befahl Dragomira.

„Was soll diese Komödie?“ fragte Pikturmo, „ein schlechter Spaß! Erst dachte ich in die Hände von Räubern gefallen zu sein, doch jetzt erkenne ich Sie, ich habe damals in der rothen Schenke mit Ihnen getrunken.“

„Allerdings.“

„Was sollen diese Kleider? waren Sie damals maskiert oder jetzt?“

„Ich bin ein Mädchen.“

„Was soll aber dieser etwas frostige Scherz, wir werden uns Alle zusammen einen Schnupfen holen.“

„Es handelt sich um keinen Scherz,“ entgegnete Dragomira, vor ihn hintretend, „Sie sind in den Händen mitleidiger Menschen, welche Gott dienen und Ihre Seele retten wollen, indem sie Ihren irdischen Theil dem Tode weihen.“

„Sind Sie von Sinnen?“

„Sie werden sterben;“ fuhr Dragomira fort, „Niemand kann Sie uns entreißen, wir halten unser Opfer fest. Aber noch haben Sie die

Wahl, Ihre Sünden zu bereuen und freiwillig zu sterben.“

„Freiwillig, nein, ich liebe das Leben,“ rief Bikturmo, „bleiben Sie mir mit Ihrer verrückten Philosophie vom Leibe, binden Sie mich los, sonst rufe ich um Hülfe.“

„Es wird Sie Niemand hören.“

„Hülfe! Hülfe!“ schrie Bikturmo; seine Stimme verhallte in der Nacht.

„Also, wählen Sie,“ sprach Dragomira, indem sie den Revolver hervorzog.

„Ich will nicht, ich will nicht sterben,“ stöhnte der Unglückliche und riß an den Stricken, die ihn gefesselt hielten.

„Beichten Sie.“

„Ich will nicht.“

„Beten Sie.“

„Nein, nein.“

„Dann opfere ich Sie im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen.“ Dragomira legte den Revolver auf ihn an und schoß. Die Kugel saß im rechten Arme. Das Blut rieselte langsam in den Schnee hinab.

„Bereuen Sie Ihre Sünden, noch ist es Zeit.“

„Hülfe! Hülfe!“

Ein zweiter Schuß traf die linke Schulter.

Pikturmo sank in die Kniee. „Gnade, stöhnte er, Erbarmen.“

„Bei Gott ist Erbarmen,“ erwiderte Dragomira ruhig und fuhr fort auf Pikturmo zu schießen, kaltblütig wie auf eine Scheibe. Ein dritter Schuß traf ihn in den Schenkel, ein vierter in den Unterleib, die nächste Kugel saß in der Brust.

„Machen Sie ein Ende,“ flehte er, „tödten Sie mich.“

„Beten Sie.“

Pikturmo sprach ein kurzes Gebet, dann folgte Blitz und Knall, sein Kopf sank auf die Brust herab, er hatte geendet.

Dschika legte das Ohr an sein Herz. „Er lebt nicht mehr,“ murmelte sie, steckte den Finger in den Mund und stieß einen gellenden Pfiff aus, auf den die Männer zurückkehrten. Während sie unter der Tanne ein Grab auszuschaufeln begannen, schwang sich Dragomira auf ihr Pferd und schlug den Weg nach Kiew ein.

Sie schlief am folgenden Tag bis gegen Mittag und saß eben vor ihrem Toilettentisch mit ihren Haaren beschäftigt, als der Polizeikommissar Bedroßeff, der sich durchaus nicht abweisen lassen wollte, hereinstürmte. „Wissen Sie schon,“ rief

er, „von dem mysteriösen Fall, der die ganze Stadt in Aufruhr gebracht hat?“

„Nein.“

„Ein junger Edelmann, Pikturmo, ist seit gestern verschwunden, vermuthlich ermordet. Da er mit der Jüdin von der rothen Schenke ein Liebesverhältniß gehabt haben soll, habe ich dort Hausfuchung gehalten, aber leider ohne Erfolg.“

„Natürlich.“

„Wie? wissen Sie mehr von der Sache?“

„Sagte ich Ihnen nicht, Sie sollten mich zur Agentin machen?“

„Haben Sie etwas entdeckt, was uns auf die Spur führen kann?“

„Ich kann Ihnen nur den Rath geben, lieber Herr Bedroßeff, dieser Spur nicht nachzugehen, denn es sind sehr hohe und mächtige Personen in die Sache verwickelt.“

„So!“

„Es handelt sich um ein amerikanisches Duell.“

„Mit wem?“

„Man behauptet mit dem Grafen Soltyk. Pikturmo hat die schwarze Kugel gezogen und ist in das Ausland gereist, um sich dort zu erschießen.“

„Dann ist es freilich besser, nicht weiter nachzuforschen.“

17. Ein schöner Traum.

„Nichts trennt die Hölle freudiger als
Herzen.“
Luffenberg.

Anitta saß vor dem Piano und spielte eine Nocturne von Chopin, als Henryka erst den Kopf durch die Portièrè hereinsteckte und dann rasch eintrat. Anitta unterbrach ihr Spiel und flog an den Hals der Freundin. Sie küßten sich und hielten sich dann zärtlich umschlungen.

„Ist es wahr?“ fragte Henryka, „darf man Dir Glück wünschen?“

„Mir? wozu?“

„Zu Deiner Verlobung.“

„Mit wem?“ Anitta war ein wenig roth geworden.

„Weshalb willst Du leugnen, die ganze Stadt spricht davon, und alle Welt beneidet Dich.“

„Aber Henryka, ich weiß von nichts.“

„O! Du wirst Gräfin Soltyk, es ist kein Geheimniß mehr.“

„Um Gotteswillen, das kann doch nicht ohne meine Einwilligung geschehen,“ sagte Anitta ernst, „ich bin keine Puppe, die man ohne Weiteres verschenken kann.“

„Man erzählt doch, daß Soltyk um Dich angehalten habe.“

„Der Himmel bewahre mich davor.“

„Anitta, Du bist nicht klug, es ist der schönste Mann und der reichste Magnat.“

„Mag sein, ich liebe ihn aber nicht und werde ihn niemals lieben.“

„Beraltete Ansichten, meine Geliebte,“ fuhr Henryka fort, „wer wird in solchen Dingen sein Herz fragen? Man erwägt, wie man sich neben einander ausnehmen wird, ob der Mann uns eine große Position in der Gesellschaft schaffen wird, ob er im Stande ist, uns mit Luxus zu umgeben, unsere Wünsche in Bezug auf Toilette zu befriedigen, unseren Launen Rechnung zu tragen. Im Uebrigen geht dann Jedes seinen Weg. Eine große Dame wird sich niemals langweilen, zudem, wenn sie noch jung und hübsch ist wie Du, da kann sie einen ganzen Hofstaat um sich versammeln.“

Anitta hatte die Freundin mit wechselndem

Erstaunen angesehen. „Henryka,“ sagte sie jetzt, „ich erkenne Dich nicht mehr, wo bleiben Deine Ideale, Deine Schwärmerei?“

„O! das gehört in die Kunst und in die Liebe, aber nicht in die Ehe.“

„Mir scheint gerade die Ehe etwas so Ernstes und Heiliges —“

„Laß Dich nicht auslachen,“ unterbrach sie Henryka, „leg' einmal das Ohr an die Thür, wenn die verheiratheten Frauen unter einander sind und sich ohne Rückhalt aussprechen, da wirst Du Dinge hören, Dinge!“

„Mag sein,“ sprach Anitta fast traurig, „ich will es wagen, lächerlich zu erscheinen und nicht nach der Mode, sondern nach meinem Gefühle zu handeln und zu leben.“

Während die beiden Mädchen sich im Salon unterhielten, war der Jesuit mit einem feinen, verheißungsvollen Lächeln in das Boudoir der Frau Oginska getreten, welche ihm beide Hände herzlich entgegenstreckte.

„Was bringen Sie, Hochwürden,“ rief sie, „Sie sehen so glücklich aus.“

„Ich bin es auch,“ erwiderte Pater Glinzki, „weil endlich der innigste Wunsch meines Herzens

in Erfüllung gehen soll. Der Graf hat sich entschlossen zu heirathen.“

„Wirklich? und auf wen ist seine Wahl gefallen?“

„Sie fragen noch? auf unser geliebtes Kind, auf unsere Anitta?“

„Eine große Ehre.“

„Ich sehe sie Beide wie meine Kinder an,“ fuhr der Jesuit fort, „den Grafen und Ihre Tochter, und so war diese Verbindung seit Jahren mein Lieblingsgedanke. Anitta ist einfach, gut, sie wird ihn leiten, ohne daß er es fühlt, und seine wilde Kraft in Bahnen lenken, in denen sie der Menschheit und vor Allem seinem Vaterlande noch Segen bringen kann und wird.“

„Wir wollen es hoffen.“

„Der Graf wird heute kommen und um die Hand Ihrer Tochter bitten. Seien Sie vorsichtig. Anitta hat einen eigenen Kopf, ihr Eigensinn könnte uns noch im letzten Augenblick Alles verderben, und den Grafen lassen Sie ja nicht merken, daß ich hier war und seinen Besuch angekündigt habe.“

„Gewiß nicht, aber Anitta, Sie glauben wirklich? —“

„In dem kleinen Mädchen steckt mehr, als wir Alle denken, ich habe darin meinen Instinkt,“

sagte der Pater, „geben Sie Acht, daß sie uns nicht Alle überrascht.“

„Sie wird sich fügen,“ erwiderte Frau Dginska, „auch wenn sie Soltyk nicht liebt, aber warum sollte sie ihn nicht lieben?“

„Weil sie vielleicht einen Andern liebt.“

„Nein, das ist unmöglich.“

„Gebe Gott, daß ich mich täusche.“

„Sie meinen doch nicht, Pater Glinzki, daß meine Anitta den jungen Offizier, den Sohn meiner theuren Freundin Jadewska begünstigen könnte?“

„Warum nicht?“

„Im schlimmsten Falle eine Mädchenphantasie sans conséquence,“ versetzte Frau Dginska, „ich kenne das, wir Alle haben einmal geschwärmt, aber so lange die Welt steht, hat noch keine ihr Ideal geheirathet.“

„Hoffen wir das Beste, meine Gnädige, aber bleiben wir stets auf das Schlimmste gefaßt, das ist die wahre, die einzige Lebensweisheit, und vergessen Sie niemals, daß das Außerordentliche viel gewöhnlicher ist als das Natürliche, das Gesetzmäßige, denn gerade dieses ist das wahrhaft Ideale.“

„Soll ich Anitta vorbereiten?“ fragte Frau Dginska nach einer kleinen Pause.

„Nein, wo denken Sie hin!“

„Ist es nicht schlimmer, wenn man dem guten Kinde unerwartet die Verlobung ankündigt?“

„Wer denkt daran? Ueberlassen Sie Alles dem Grafen, er hat einige Erfahrung in diesen Dingen, und glauben Sie mir, wenn er selbst Anitta nicht gewinnt, uns wird es um so weniger gelingen.“

Pater Glinzki küßte Frau Dginska mit einem süßen Lächeln die Hand und entfernte sich wieder, leise und heimlich, wie er gekommen war. Unten angelangt ging er längs den Häusern, aus Furcht, von Anitta bemerkt zu werden, und fühlte sich erst sicher, als er in die nächste belebte Straße einbog und von dem bunten Menschenstrom verschlungen wurde.

Mit dem Glockenschlage Zwölf fuhr die Equipage des Grafen Solthf vor dem Dginski'schen Palais vor. Nachdem der Graf seinen kostbaren Zobelpelz im Vorsaal abgeworfen, trat er im elegantesten Pariser Anzug in den Salon, wo ihm bereits Herr Dginski entgegenkam. Wenige Augenblicke später rauschte auch Frau Dginska herein. Man nahm Platz und wechselte einige höfliche Redensarten, dann herrschte einige Augenblicke eine schwüle Stille in dem prächtigen, mit einem

vornehmen Parfüm erfüllten Raum. Man hörte nur den monotonen Schlag der uralten Uhr im riesigen Holzgehäuse und den Gesang der züngelnden Flammen in dem italienischen Kamin.

„Ich bin heute in einer ernstesten und wichtigsten Angelegenheit zu Ihnen gekommen,“ begann endlich der Graf, „erst vor Allem für mich, da das Glück meines Lebens im Spiele ist. Ich liebe Ihre Tochter und bin gekommen, Sie um ihre Hand zu bitten.“

„Ich fühle mich sehr geehrt,“ erwiderte Dginski sich verneigend, „eine Verbindung unserer Familien übertrifft meine stolzesten Hoffnungen und Erwartungen.“

„Vergeben Sie, Herr Dginski, die Ehre ist ganz auf meiner Seite.“

„Ich bitte, mein geliebter, mein theurer Graf, Sie beschämen mich ja.“

„Wozu so viele Worte,“ unterbrach Frau Dginska ihren Gatten, „genug, wir geben Ihnen unsere Anitta mit Freuden.“

Soltyß neigte sich ehrerbietig über die Hand der Frau Dginska und küßte dieselbe.

„Sie sind doch mit unserer Tochter so weit,“ versetzte Dginski, „ich meine, Sie haben sich doch einigermassen verständigt?“

„Im Gegentheil,“ gab der Graf zur Antwort, „ich habe Fräulein Anitta noch keinerlei Geständnisse gemacht und bitte, daß die Sache auch jetzt zwischen uns bleibt.“

„Ganz nach Wunsch.“

„Da ich Ihre Einwilligung habe, wird sich jetzt alles Weitere von selbst ergeben, wenn Sie mir erlauben wollen, mich Fräulein Anitta zu nähern.“

„Gewiß,“ fiel Frau Dginska ein, „Sie sollen Gelegenheit finden, sich auszusprechen, überlassen Sie das nur mir, Herr Graf. Ich freue mich, daß Sie selbst das Herz meiner Tochter erobern wollen, denn sie ist ein wenig eigensinnig und wird lieber gegen unsern Willen wählen als unserm Willen entsprechend.“

„Besorgen Sie nichts,“ sprach Soltyß lächelnd, „ich werde nur den feurigen Anbeter hervorkehren und den von den Eltern begünstigten Bewerber vollständig verbergen. Es wird leicht werden, denn ich liebe Anitta mit einer Leidenschaft, deren Sie mich vielleicht gar nicht fähig halten.“

„O! doch, warum nicht?“ sagte Frau Dginska.

„Man beurtheilt mich oft falsch.“

„Neider, mein theurer Graf! Wer soll sie

haben, wenn nicht Sie, den alle Damen anbeten, den die Natur mit allen Gaben gesegnet.“

„Ich bitte.“

„Aber ich habe Sie immer vertheidigt.“

„Sehr gütig.“

Ein leises Rauschen der Portieren, dann zeigte sich Anitta, die jedoch gleich wieder verschwand.

„Das war sie, der kleine Schelm,“ flüsterte Frau Dginska.

„Ich bitte nochmals, das Fräulein von unserem Einverständnis nichts merken zu lassen,“ sprach Soltyk und nahm seinen Hut.

„Gewiß nicht, wir sind ganz Ihrer Ansicht.“

Auf der Treppe begegnete der Graf Besim. Er heftete einen kurzen, feindseligen Blick auf den jungen Offizier, den dieser trotzig erwiderte. Als Besim im Borsaal seinen Mantel an den Haken hing, flog Anitta herbei.

„Ich glaube, Sie kommen zu spät,“ flüsterte sie, „wenn ich mich nicht vollständig täusche, hat soeben Soltyk um meine Hand angehalten.“

Besim zuckte mit dem Uebermuth der Jugend die Achseln. „Wir dürfen uns nicht einschüchtern lassen, Anitta,“ sagte er, „ich werde niemals wanken, somit liegt Alles in Ihrer Hand. Sobald Sie dem Willen Ihrer Eltern den Ihren ent-

gegensehen, haben wir nichts zu besorgen. Soltyk ist zu stolz, wie ich ihn kenne, um auch dann nach Ihrem Besitz zu streben, wenn er weiß, daß Ihr Herz nicht ihm, sondern einem Andern gehört.“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Anitta, „mir ahnt nichts Gutes, aber Sie können mir vertrauen, ich werde unter allen Umständen muthig bleiben und fest.“

Sie drückten sich die Hände, dann verschwand sie rasch, wie sie gekommen war, und Jesim trat in den Salon, wo er von Frau Dginska empfangen wurde.

„Obwohl Sie meiner Mutter eine treue Freundin waren und noch sind, und mir bereits so viel Güte bewiesen haben, fehlt mir doch fast der Muth, das Anliegen, das ich auf dem Herzen habe, vorzubringen,“ fing er an.

Frau Dginska begann nervös zu werden.

„Sprechen Sie nur, Herr Jadewski, wenn es in meiner Macht liegt,“ am liebsten wäre sie gleich aus dem Salon geflohen.

„Ich liebe Anitta, und sie erwidert mein Gefühl.“

„Wirklich? das gute Kind! aber Sie denken wohl nicht daran, dieses Einverständnis ernst zu nehmen?“

„Doch, Frau Dginska, denn ich bin gekommen, um Sie und Ihren Herrn Gemahl um die Hand Ihrer Tochter zu bitten.“

„Aber — lieber Zesim,“ Frau Dginska begann nervös zu lachen, „man kann doch nicht zwei Kinder miteinander verheirathen. Ihr Antrag macht mir Freude, denn er beweist mir, daß Sie nicht zu jenen jungen Lebemännern gehören, welche hinter dem Rücken der Eltern liebeln, daß Sie es gut und ehrlich meinen, aber geben Sie diesen Gedanken auf. Was sind diese schönen, romantischen Empfindungen? wir Alle haben sie einmal kennen gelernt, ein schöner Traum, nichts weiter, zur Ehe gehören ganz andere Dinge. Ueberdies ist Anitta bereits verlobt.“

„Verlobt, ohne ihr Wissen?“

„So gut wie verlobt,“ fiel Frau Dginska etwas verwirrt ein, „Graf Solthf hat um sie angehalten und unser Jawort erhalten, Anitta wird sich vielleicht Anfangs ein wenig sträuben, aber schließlich doch einwilligen. Sie macht eine glänzende Partie.“

„Und das Herz? das Glück ihrer Tochter?“

„Sie wird glücklich sein.“

„Nein, sie wird nicht,“ erwiderte Zesim energisch, „aber vergeben Sie, ich habe garnicht

nöthig mich zu ereifern, Anitta wird niemals in diese Verbindung willigen.“

„Wir werden sehen,“ sprach Frau Oginska kalt, „doch keinesfalls werden wir eine Heirath zugeben, welche nichts weiter wäre als ein Lustspiel mit tragischem Ausgang, und so zählen wir auch darauf, daß Sie, als Offizier, als Mann von Ehre, alle weiteren Bewerbungen um Anitta aufgeben und — es thut mir leid, dies sagen zu müssen — unser Haus für die Zukunft meiden werden.“

„In dieser Beziehung brauchen Sie nur zu befehlen,“ antwortete Jesim, sich erhebend, „aber Anitta werde ich niemals aufgeben.“ Er verneigte sich und schritt hinaus, nicht entmuthigt, aber voll Bitterkeit und ohne Hoffnung.

Auf der Treppe erwartete ihn Anitta. „Nur wenige Worte,“ sprach sie erregt, „man hat Sie abgewiesen?“

„Ja.“

„Meine Eltern wollen mich mit Soltyk verheirathen?“

„So ist es, und man rechnet auf Ihre Nachgiebigkeit.“

„Nun, man wird sich täuschen,“ rief Anitta und erhob das Köpfchen trotzig, „man kann uns

für den Augenblick trennen, aber niemals wird man mich zwingen können, einem Andern anzugehören. Vertrauen Sie mir, Jesim, wie ich Ihnen vertraue, lassen Sie sich durch nichts irre machen, man wird Gerüchte austreuen, Intriguen spinnen, kehren Sie sich nicht daran, so lange Sie an mich glauben, ist nichts verloren.“

„Muthen Sie sich nicht zu viel Stärke zu, Anitta?“

Sie lächelte. „Man kennt mich noch nicht, warten Sie nur, ich bin stärker als Sie Alle glauben.“

„Aber ich darf Ihr Haus nicht mehr betreten.“

„Wir werden uns trotzdem sehen und sprechen.“

„Wo?“

„Lassen Sie das meine Sorge sein,“ fuhr Anitta fort, „verhalten Sie sich vorläufig vollkommen ruhig, ich werde Ihnen so bald als möglich Nachricht geben.“

Jesim sah sie lange stumm an.

„Was haben Sie?“ fragte das liebe, gute Mädchen ein wenig betroffen.

„Werden Sie aber auch allen Lockungen des Glanzes widerstehen können?“

„Wie niedrig denken Sie von mir!“ erwiderte Anitta ruhig, mit der Weihe kindlich reiner

Ueberzeugung, „was ist mir die ganze Welt ohne Sie! Nein, Besim, ich werde mich nicht blenden und nicht verführen lassen, einfach deshalb, weil ich Sie liebe.“

„Lieben Sie mich denn wirklich?“

Anitta lachte auf, nicht laut, ganz leise und sanft, aber in diesem Lachen lag mehr holde Gewißheit als in tausend Schwüren, und dann nahm sie den großen, schönen Offizier herzlich beim Kopf und küßte ihn.

18. Die Rosen welken.

„Glück zu rauben ist leicht, wieder zu
geben so schwer.“ Herder.

Zwei Tage vergingen, ohne daß Zesim von Anitta ein Lebenszeichen erhielt, am zweiten Abend schlich er, in seinen Mantel gehüllt, durch die Straße, in der das Palais ihres Vaters stand, und blickte zu ihren Fenstern empor. Alles war dunkel. Vielleicht war sie in der Oper? Ein Miethwagen rollte vorbei, er piff dem Kutscher, stieg ein und fuhr zum Theater.

„Wie weit ist es?“ fragte er hier einen der Billeteure.

„Soeben ist der steinerne Gast eingetreten.“

Man gab nämlich Don Juan.

Zesim ging im Treppenhause auf und ab und erwartete hier die Geliebte. Noch wenige qualvolle Minuten, dann brach der Beifall los, und

zu gleicher Zeit wurden die Thüren geöffnet. Das Publikum strömte hinaus, die Stufen herab kamen langsam elegante Damen mit ihren Kavalieren, überall tönte Gespräch und Lachen.

Endlich wurde Anitta sichtbar. Sie ging voran mit dem Grafen, ihre Eltern folgten. Zesim stand hinter einem Pfeiler im Schatten, so daß sie ihn nicht sehen konnte, und beobachtete jede ihrer Bewegungen, ihrer Mienen mit peinlicher Aufmerksamkeit. Er konnte zufrieden sein, sie, die sonst so lebendig, so fröhlich war, glich einem Bild von Stein, nichts regte sich an ihr, und auf ihrem Gesichte lag frostige Gleichgültigkeit, während der Graf sich alle Mühe gab, ihr ein Lächeln zu entlocken und sie mit seinen flammenden Augen verschlang. Zesim sah auch, wie Soltyß die Mutter in den Wagen hob, und wie die Tochter seinen Beistand ablehnte. Er athmete auf und ging beruhigt in das nächste Kaffeehaus, um die neuesten Journale durchzulesen, und dann nach Hause.

Am nächsten Morgen fand er, vom Exerzieren heimgekehrt, einen Brief Anitta's, den Taras in seiner Abwesenheit gebracht hatte. Er küßte ihn, öffnete das Koubert und las: „Kommen Sie heute Abend zum Segen in die katholische Kirche und

erwarten Sie mich links vom Hauptthor bei dem ersten Beichtstuhl. Ihre treue Anitta.“

Als Jesim Abends in die Kirche trat, wurden erst die Kerzen auf dem Altar angezündet, er blieb in der Nähe der Kanzel hinter einer Säule stehen, wo er die ganze Kirche überblicken konnte. In seiner jetzigen Lage erschien es ihm schon als ein namenloses Glück, die Geliebte aus der Ferne sehen zu können. Kurz ehe der Priester aus der Sakristei heraus trat, erschien sie von Tarasß begleitet und schritt langsam und bescheiden durch die Reihen der Andächtigen bis zu der ersten Bank, in der sie sich niederließ. Nachdem sie das Gebetbuch vor sich hingelegt hatte, blickte sie instinktiv auf und sah Jesim, er grüßte sie mit einer leichten Verneigung des Kopfes und sie ihn mit einem Lächeln voll Güte und Innigkeit.

Der Gottesdienst begann, die andächtige Gemeinde, auf den Knien liegend, stimmte beim Klange der Orgel jenes herrliche Lied an, das den Segen begleitet, und mit dem eine trostreiche Offenbarung in das gequälte, bekümmerte Menschenherz einzieht. Anitta's Stimme schwebte über den Anderen wie eine Lerche über rauschenden Frühlingsjaaten, sie blickte zur Kuppel empor, als sähe sie die ewigen Sterne durch dieselben zu ihr

herniederleuchten, und als suche sie über denselben in kindlicher Dankbarkeit den Gott, der die Welt erschaffen, den Frühling, die Jugend und die Liebe. Noch nie war Jesim so andächtig gewesen wie diesmal. Die Geliebte trug sein Gebet wie ein Engel mit dem ihren zum Himmel empor.

Als Gesang und Orgel verstummt waren, der Priester den Altar verlassen hatte und die Menge langsam aus dem Gotteshaus strömte, ließ sich Jesim von den Wogen treiben und gelangte glücklich zu dem Beichtstuhl, bei dem er Anitta erwarten sollte. Sie lag noch immer im Gebet versunken auf den Knien, erst als der Sakristan im rothen Rock und weißen Chorhemd erschien, um die Kerzen auszulöschen, erhob sie sich, bekreuzte sich und schritt, ohne sich zu beeilen, der Stelle zu, wo sie den Geliebten zu finden hoffte.

Jesim kam ihr ein paar Schritte entgegen, sie drückten sich die Hände und sahen sich an, dann streifte er ihr den Armel zurück und küßte sie auf den Arm.

„Ich habe Ihnen sehr viel zu sagen,“ begann sie.

„Vor Allem muß ich Ihnen abbitten,“ sprach Jesim, „daß ich einen Augenblick an Ihnen gezweifelt habe.“

„Denken Sie jetzt anders?“

„Ja, ich habe Sie gestern an Solthf's Seite im Theater gesehen.“

Anitta erröthete. „Besim, das gefällt mir nicht,“ sprach sie, „Sie beobachten mich — wozu? — kennen Sie mich so wenig?“

„Mich trieb nicht Mißtrauen, nur die Sehnsucht, Sie zu sehen.“

„Mag sein, aber das berührt mich peinlich. Sie werden es nicht wieder thun, nicht wahr? Sie versprechen es mir.“

„Mein Wort.“

Sie zog ihn jetzt in die letzte Kirchenbank an ihre Seite. Unter dem hohen Gewölbe herrschte jetzt geheimnißvolle Finsterniß. Nur zu Füßen der schmerzhaften Muttergottes, im Seitenschiff, brannte noch ein kleines rothes Lämpchen.

„Besim,“ sagte sie leise, seine Hände in den ihren haltend, „ich habe viel gelitten in diesen Tagen. Niemals werde ich einen Andern lieben, niemals einem Andern zum Altar folgen, aber ich habe keine Hoffnung, jemals die Ihre zu werden. Man wird mich nicht zwingen, die Gemahlin des Grafen Solthf zu werden, aber man droht mir mit Enterbung und Fluch, wenn ich die Ihre werde. Das ist es, mein Geliebter, was mich quält und

ängstigt. Allen Reichthum dieser Welt gäbe ich gerne für Sie hin, aber ich kann mit dem Fluche meiner Eltern niemals glücklich sein, auch nicht an Ihrer Seite.“

„Anitta, lassen Sie sich nicht durch Drohungen einschüchtern, welche man niemals ausführen wird,“ erwiderte Jesim erregt, „wir leben nicht mehr in den Zeiten der allmächtigen Starosten, die ihre treulosen Frauen einmauern ließen und ihre ungehorsamen Töchter in Klöster steckten. Derlei Dinge gehören heute in die Komödie. Man verflucht seine einzige Tochter nicht deshalb, weil sie dem Zuge ihres Herzens folgt.“

„Sie kennen meine Eltern nicht, sie sind altväterischer als Sie denken.“

„Ich sehe, man hat Sie entmuthigt.“

„Nein, mein Geliebter, gewiß nicht. Was soll ich thun? rathen Sie mir. Ich bin zu Allem bereit, was mit meiner Ehre vereinbar ist.“

Jesim sah sie lange an.

„Also?“

„Es giebt nur ein Mittel.“

„Welches?“

„Ein sehr entschiedenes.“

„Sprechen Sie doch, bin ich denn ein Kind?“

„Fliehen Sie mit mir.“

„Unmöglich, Zesim, wo denken Sie hin?“

„Ich weiß keine andere Rettung als Flucht und heimliche Vermählung.“

„O! Zesim, was nützt mir der Segen des Priesters, wenn ich den Fluch der Eltern auf mich laden muß?“

„Das sind Redensarten, Anitta, man kennt Ihr Kindergemüth und sucht dasselbe zu erschrecken.“

„Nein, Zesim, nein, ich kann nicht, verurtheilen Sie mich nicht. Ich liebe Sie mehr als Alles, aber nach Ihnen liebe und ehre ich auch meine Eltern. Ich kann sie nicht kränken, ich kann nicht.“

„Es fehlt Ihnen an Muth, das Ungewöhnliche ängstigt Sie,“ erwiderte Zesim, „so schließen Sie denn in Gottesnamen die Augen und überlassen Sie sich meiner Führung.“

„Nein, ich kann nicht so selbstsüchtig sein.“

„O! gerade dies ist der selbstlose Opfermuth der Liebe, daß sie sich von Allem, was ihr theuer, losreißt und dem Geliebten folgt.“

„Nein, Zesim, es ist selbstsüchtig, nur an sein eigenes Glück zu denken und das Anderer zu opfern.“

„Anitta, Sie können sich nur deshalb nicht losreißen, weil Sie mich nicht lieben.“

„Zesim!“

„Es ist nur eine Laune bei Ihnen, ein schöner Traum, wie Ihre Mutter sagte, bei dem ersten ernstern Hinderniß schrecken Sie zurück.“

„Wenn Sie mich wahrhaft lieben,“ entgegnete Anitta fast flehend, „dann werden Sie Geduld mit mir haben.“

„Ich liebe Sie,“ rief Zesim sich erhebend, „ja, und ich werde es Ihnen beweisen, wie wahnsinnig ich Sie liebe. Wenn Sie es ertragen, von mir getrennt zu werden, ich kann und werde Ihren Verlust nicht überleben. Es ist besser ein Ende zu machen, freiwillig die Augen zu schließen als sehen zu müssen wie die Flammen erlöschen und die Rosen welken.“

„Nein, wo denken Sie hin,“ murmelte Anitta, „wollen Sie mich für meine Liebe strafen? soll dies der Lohn meiner Treue sein?“

„Ich habe keine Hoffnung mehr,“ sprach Zesim seufzend, „wozu noch leben?“

„Gehöre ich denn nicht Ihnen?“

„Nein, Sie gehören Ihren Vorurtheilen, Anitta, den Ammenmärchen und Gouvernantenmaximen, die man Ihnen eingeimpft hat.“

„Was für häßliche Worte Sie für mich haben!“

„In dieser rauhen Welt wandelt man nicht

auf Blumen," erwiderte Zesim, „wir werden roh angefaßt und müssen uns rücksichtslos zur Wehre setzen, wenn wir nicht untergehen sollen.“

„Lieber untergehen," sagte Anitta traurig, „als Unrecht thun.“

„Gut, dann sterben Sie mit mir.“ Zesim zog das arme Mädchen an sein klopfendes Herz und blickte ihr in fiebernder Erregung in das Auge.

„Warum nicht," erwiderte sie ernst und sanft, „wenn jede Hoffnung verloren ist, aber noch kann sich Alles zum Guten wenden.“

„Also auch dazu fehlt Ihnen der Muth!" Zesim lachte bitter auf.

„Ich weiß nicht," murmelte Anitta, „Sie sind so seltsam heute, ich kenne Sie gar nicht mehr.“

„Ich bin seltsam, weil ich das Spiel ernst genommen habe, nicht wahr?"

„Ich habe nicht mit Ihnen gespielt.“

„Gewiß nicht," gab er zur Antwort, „Sie glauben mich zu lieben, und in diesem Augenblick sind Sie auch entschlossen mir treu zu bleiben, aber morgen vielleicht empfinden Sie anders, und übermorgen sind Sie mir verloren. Soll ich ruhig zusehen, wie man mir meine Ideale in den Schmutz tritt, wie man mir für immer den Glauben, die Hoffnung raubt, und dann vielleicht fortleben

ohne Liebe, ohne Vertrauen, ohne Götter? Nein, ich hasse den Nebel, ich brauche reine Luft, und wenn man mir diese verkümmert, will ich lieber sterben. Eine Kugel macht mich frei, ich taue nicht zum Sklaven, ein Dasein, in dem ich ewig die Kette des Zweifels nachschleppe, erscheint mir werthlos.“

„Besim — Sie dürfen sich nicht tödten —“ rief Anitta, indem sie ihn angstvoll umschlang, „wenn ich Ihnen so wenig bin, so denken Sie doch an Ihre Mutter. Der Wahnsinn spricht aus Ihnen.“

„Ich bin sehr ruhig, wie Sie sehen.“

„Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie sich nicht tödten,“ flehte Anitta.

„Sie kommen mir wie eine Herrscherin vor, die mir die Todesstrafe erläßt und mich zu lebenslänglicher Zwangsarbeit begnadigt. Ist das mitleidig?“

„Ich bin nicht mitleidig,“ sprach Anitta, „ich liebe Sie und will Ihr Leben für mich retten, denn es gehört mir.“ Sie umschlang ihn heftig und küßte ihn. „Ach! ich möchte nur Zeit gewinnen, mir sagt mein Herz, daß treue Liebe siegen muß. Wir werden noch glücklich werden, Besim, wenn Sie mir vertrauen wollen.“

Zesim schüttelte den Kopf.

„Vor Allem Ihr Ehrenwort.“

„Hier meine Hand.“

„Sie werden sich nicht tödten?“

„Nein.“ Er lächelte bitter.

„Und Sie glauben mir?“

„Ja, Ihnen, aber ich mißtraue der Zeit, es ist dies eine furchtbare, zermalmende Macht, welche Sie noch nicht kennen, sie tödtet Empfindungen, Wünsche, Vorsätze, Leidenschaften und Erinnerungen langsam aber unwiderstehlich, indem sie dieselben gleichsam versteinern läßt. Ein Wesen, das man liebt, gleichgültig werden sehen, ist viel trauriger als von demselben im Rausche des Glücks verrathen zu werden. Ich hoffe nichts mehr, und deshalb gebe ich Sie frei.“

„Sie lieben mich nicht mehr,“ erwiderte Anitta, sich heftig aufrichtend, „so ist es.“

„Ich liebe Sie namenlos,“ erwiderte Zesim, „aber ich kann, ich will nicht sehen, wie man mir Ihr Herz nach und nach mit kleinen, elenden Mitteln abwendig macht, ohne daß Sie selbst es vielleicht merken und wissen, bis der Tag kommt, wo Sie selbst über diese Jugendthorheit vornehm lächeln.“

„O! wie wenig Sie mich kennen.“

„Beweisen Sie mir, daß ich mich irre,“ fuhr Zesim fort, „ich werde Sie immer lieben. Zeigen Sie sich stark, bewahren Sie mir Liebe und Treue. Wer hindert Sie daran, auch wenn ich Sie nicht mit Schwüren binde? Aber ich will nicht, daß Sie mich verrathen, und deshalb soll uns nichts binden, kein Versprechen, kein Eid. Sie sind frei, und ich bin es. Wir haben keine Verpflichtungen mehr gegen einander, und jeder Verkehr zwischen uns hört auf. Dann wollen wir sehen, was die Zukunft bringt.“

„Ach! Zesim, Sie sind hart gegen mich, das habe ich nicht verdient.“ Sie sank auf die Kirchenbank zurück und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Heiße Thränen floßen ihr die Wangen hinab.

„Ich kann nicht anders, verdammen Sie mich, aber ich kann nicht anders,“ rief Zesim, drückte ihr die Hand und riß sich dann los.

„Sie verlassen mich? Sie können es?“

„Fliehen Sie mit mir, Anitta.“

„Das darf ich nicht.“

„Dann leben Sie wohl.“ Er eilte fort, und sie blieb in der halbdunkeln Kirche allein mit ihrem jungen, gequälten Herzen und ihren Thränen.

19. Im Nek.

„Mein Schicksal leg' ich jetzt in deine
Hand.“ Puschkin.

Dragomira wurde durch Sessawin von der Katastrophe unterrichtet, welche Zesim's Liebesfrühling vernichtet hatte, er theilte ihr die Geschichte wie eine pikante Neuigkeit mit, welche die Stadt erzählte und merkte nicht das Mindeste von der Wirkung, welche seine Worte auf das räthselhafte Mädchen machten.

Dieses schöne Geschöpf, das so kalt schien und sich so sehr in der Hand hatte, verlor für wenige Augenblicke jede Herrschaft über sich. Erst stieß sie einen leisen Schrei aus, den er für einen Laut des Erstaunens nahm, während in ihm der ganze Schmerz und die verzweifelte Empörung einer gequälten Seele vibrirte, dann wurde sie bleich bis in die Lippen, und im nächsten Augenblick wich diese Todtenblässe einer flammenden

Röthe. Sie sprang auf und ging erregt auf und ab.

„Erzählen Sie doch,“ murmelte sie, „erzählen Sie Alles, was Sie wissen. Die Eltern haben ihn zurückgewiesen, und sie — sie auch? — und sie vermählt sich mit dem Grafen Soltyk, haben Sie recht verstanden?“

„So ist es,“ erwiderte Sessawin, nicht im Mindesten befremdet über Dragomira's Betragen. Es giebt Menschen, die mit sehenden Augen blind sind. „Sie hat mit ihm gespielt und gescherzt, voilà tout, und der arme Lieutenant hat die Sache ernst genommen.“

„Und sie nimmt den Grafen?“

„Weshalb sollte sie ihn nicht nehmen?“

Dragomira hatte sich gefaßt und wieder ihre gewöhnliche, ruhige Miene, ihre sanften Farben und ihren kalten Blick gewonnen. „Was geht mit mir vor?“ fragte sie sich selbst, während sie sich von Neuem in die Ecke des Divans geschmiegt hatte und Sessawin weiter erzählte. „Ich bin wie im Fieber, und mein Herz zieht sich krampfhaft zusammen. Warum dies Alles? Weil ich Besim unglücklich weiß? Nein, weil er mich so schnell entbehren konnte, weil er sein Herz einer Andern geschenkt hat. Bin ich viel-

leicht eifersüchtig? Liebe ich ihn denn?“ Ein Schauer ging ihr durch den Leib bei diesem Gedanken. Als jedoch Sessawin sie verlassen hatte, setzte sie sich trotzdem an den Schreibtisch, warf ein paar Zeilen auf das Papier und sendete sie an Zesim.

Er kam auf der Stelle, und merkwürdig, als sie seinen Degen klirren hörte, eilte sie noch einmal rasch vor den Spiegel und ordnete ihr Haar, dann klopfte es, er trat herein, beklommen und verwirrt, und sie kam auf ihn zu und streckte ihm beide Hände entgegen, freudig und herzlich wie noch nie.

„Wissen Sie, daß Sie recht lange nicht bei mir waren?“ begann sie.

„In der That, ich fühle mich schuldig Ihnen gegenüber.“

„Ich wollte recht böse auf Sie sein,“ gab sie zur Antwort, „aber als ich Sie hereintreten sah war Alles vergeben und vergessen.“

„Ich danke Ihnen.“

Sie ließ sich wieder auf dem Divan nieder und er ihr zur Seite in einem Lehnstuhl. Beide schwiegen. Er blickte starr und traurig in das Leere, und sie studirte sein von Gram durchfurchtes, bleiches Gesicht mit einer wehmüthigen Theilnahme.

„Was haben Sie?“ sagte sie endlich, die Hand auf seine Schulter legend, „Sie sind nicht mehr so lebensfroh, wie Sie es waren.“

Zesim sah sie ernst an. „Sie haben Recht,“ antwortete er mit bebender Stimme, „das Leben ist wirklich häßlich, und es ist am besten, dieser traurigen Posse so rasch als möglich ein Ende zu machen.“

„Man hat Sie gekränkt —“

„Nicht doch.“

„Gekränkt, beleidigt, verrathen, ich weiß Alles.“

Zesim zuckte mit einem bitteren Lächeln die Achseln.

„Lieben Sie denn dieses Mädchen wirklich?“ fuhr Dragomira fort, „ich weiß nicht, mir scheint sie beschränkt, kindisch und auch nicht sonderlich geistreich, kurz unbedeutend.“

„Vergeben Sie mir, wenn ich darauf nicht antworte.“

„Sie haben Recht, und es ehrt Sie nur, wenn Sie von einer Dame, für die Sie fühlen, nichts Ungünstiges zugestehen wollen, aber ihr Betragen gegen Sie, dieses allein genügt, um sie in meinen Augen zu verurtheilen.“

Zesim schwieg.

Dragomira sah ihn an und reichte ihm dann

die Hand. „Ich verstehe Sie, Zesim, und ich verspreche Ihnen, diese Sache mit keinem Worte mehr zu berühren, aber geben Sie sich nicht so hin, reißen Sie muthig den Pfeil aus der Wunde, und sie wird heilen, rascher heilen, als Sie glauben und hoffen. Ich will versuchen, Sie zu trösten. Es gab ja eine Zeit, wo Sie gern in meiner Nähe weilten.“

„Sie beschämen mich.“ Zesim ergriff Dragomira's Hände und küßte sie.

„Wir wollen wieder gute Freunde sein, wie vordem.“

„Sie machen mich unendlich glücklich, Dragomira, Sie ahnen nicht, wie ich mich in diesen Tagen nach Ihnen gesehnt habe.“

„Wirklich?“ Sie neigte sich zu ihm, mit gerötheten Wangen und leuchtenden Augen.

„Wäre ich sonst so rasch gekommen?“

„Ich glaube Ihnen, Zesim, und eben deshalb will ich Sie jetzt öfter bei mir sehen, ja täglich, jeden Abend. Werden Sie kommen?“

„Wenn ich darf, gewiß. Sie erweisen mir ja eine Wohlthat, Dragomira, mit jedem freundlichen Blick, mit jedem gütigen Wort, ich komme mir wie ein Sklave vor, dem man die Ketten löst.“

„Ja, ich will Sie frei machen,“ rief das schöne Mädchen, „ganz frei.“

Zesim betrachtete sie mit einer gewissen Bewunderung. „Wenn Sie es wollen,“ sagte er nach einer Pause, „wird es Ihnen auch gelingen; denn ich glaube, Sie können Alles, was Sie ernstlich wollen.“

Nachdem Zesim fortgegangen war, blieb Dragomira in einem Sturm von Gedanken und Empfindungen zurück. Sie lag auf ihrem Divan wie eine hüßende Magdalena ausgestreckt, den Kopf in beide Hände gestützt, und brütete. Sie hatte den Muth, sich selbst nicht zu belügen. Was sie bisher vielleicht noch nicht gewußt, jetzt stand es klar vor ihrer Seele, und sie gestand es sich ruhig, mit einer schmerzlichen, bitteren Selbstverleugnung ein.

Sie liebte Zesim.

Jetzt konnte sie nicht mehr daran zweifeln, sie liebte ihn, und diese Liebe war keine aufflammende Leidenschaft, kein fröhliches Spiel und keine phantastische Schwärmerei bei ihr, sie hatte still und unwiderstehlich von ihr Besitz ergriffen und war jetzt eins mit ihr, jeder Tropfen ihres Blutes, jeder ihrer zuckenden Nerven, jede noch so dunkle, geheimnißvolle Falte ihrer Seele war von ihm,

war von dieser Liebe erfüllt, die bei diesem seltsamen Mädchen keine Sehnsucht war und kein Verlangen, sondern ein Verhängniß, das stärker war als sie selbst, als ihr eiserner Wille, den sonst nichts zu beugen vermochte. Sie liebte ihn, weshalb wehrte sie sich gegen diese Liebe, weshalb hatte sie ihn damals ferngehalten, als sein Herz ihr freudig und hoffnungsvoll in überwältigender Zärtlichkeit entgegenschlug? Weshalb? weshalb faßte sie jetzt wieder ein Schauer bei dem Gedanken ihn zu lieben, von ihm geliebt zu werden?

Weil ihre Liebe auch für ihn ein Verhängniß werden konnte, weil sie ihm, gleich jenen vor der Hochzeit begrabenen Bräuten, die um Mitternacht den geisterhaften Reigen tanzen, mit dem Kusse auch den Tod geben mußte.

Sie fühlte Erbarmen mit ihm. Mit Recht? Nein, gewiß nicht. Entweder sie glaubte an die Lehre ihrer Priester oder nicht. Wenn sie daran glaubte, dann war es ihre Pflicht seine Seele zu retten, auch wenn er ihr gleichgültig war, umsomehr aber, sobald sie ihn liebte. War das Liebe, wenn sie seine Seele verderben ließ, wenn sie seine ewige Seligkeit in Gefahr brachte um

einiger leeren und thörichten irdischen Freuden willen? Aber darf sie ihn lieben?

Ja, sie darf, es ist ihr nicht verboten, ihr Herz und ihre Hand einem Manne zu schenken. Das Leben an sich ist Sünde, die nur unter Qualen gebüßt werden kann, ob dies Leben in einer Wüste oder in einem Harem verbracht wurde, es bleibt gleich unselig, und die schreckliche Buße bleibt auch dieselbe. Sie wird ihn lieben und sich seiner Liebe freuen, sie wird mit ihm vor den Altar treten, sein Weib werden und dann — mit ihm zusammen Gott versöhnen, durch ein Opfer, so blutig und so heilig wie Abraham's und Jephtha's.

Am folgenden Morgen sandte Zesim Dragomira ein Bouquet aus weißen Kamelien und Weilschen. Sie freute sich wie ein Kind darüber, führte es wiederholt an die Lippen und stellte es selbst in eine Vase.

Zesim war in einer Stimmung, die ihn selbst befremdete und erschreckte. Er liebte Anitta, er trauerte über ihren Verlust, und zu gleicher Zeit fühlte er, wie Dragomira magische Schlingen um ihn legte und ihn unwiderstehlich an sich zog.

Wir sind nie geneigter, in ein neues Zauber-
netz zu fallen, als wenn wir lieben und von dem

Gegenstand unserer Liebe getrennt sind. So stand auch Zesim mitten in dem Taumel der Welt allein mit seinen Empfindungen, seinen Träumen, seinen heißen Wünschen, seiner glühenden Sehnsucht. Die holde Gestalt, der seine Seele ihre geheimsten und besten Regungen verrathen wollte, schien ihm für immer verschwunden, Niemand war da, seine Schwüre, seine begeisterten Worte zu hören, Niemand, seinen Schmerz zu theilen, Niemand, seine Zweifel zu zerstreuen.

Da tauchte aus dem Nebel, der ihn umgab, neuerdings das schöne, strenge Antlitz der Jugendspielerin auf, und er gab sich, halb unbewußt, mit neuem Feuer, neuer Schwärmerei dem berückenden Eindruck hin.

War es ein Wunder, daß er am Abend viel früher kam als man ihn erwartete, und sich einige Zeit mit der Gesellschaft Cirilla's, welche die Rolle der schlichten, gutmüthigen Tante mit vielem Geschick spielte, begnügen mußte? Dragomira machte noch Toilette, sie, die sonst jeden Schmuck verschmähte und in ihrer Erscheinung eine klösterliche Einfachheit und Demuth zur Schau trug, und als sie endlich, ein kaltes, stolzes Lächeln um die Lippen, hereintrat, da fragte sich Zesim, was geschehen war. Es war ihm, als habe er

Dragomira noch nie gesehen, als erblicke er sie zum ersten Mal, so ganz anders erschien sie ihm. Die Nonne, die Büsserin war zur prachthüllten Welt dame, zur erobernden Kokette geworden. In einem Athem, mit einem flüchtigen Blick entdeckte er hundert neue Reize an ihr. Sie erschien größer, üppiger, majestätischer in der langen seidenen Schleppe und der Kazabaika von blutrothem Samt, mit Zobel besetzt und gefüttert, welche sie trug, und die zum ersten Male ihren schönen Hals und ihre marmornen Arme seinen bewundernden Blicken preisgab. Wie anmuthig war der kleine Fuß im goldgestickten, türkischen Pantoffel, und wie herrlich dieses blonde Haar in seiner Fülle und seinem Glanze, von einem rothen Bande leicht zusammengehalten und eine weiße Kamelie in seinen goldigen Wellen bettend!

Sie bot Zesim die Hand und führte ihn zum Kamin. Cirilla ging hin und her, um den Thee vorzubereiten und ließ die Beiden, scheinbar ohne jede Absicht, immer wieder allein. Dragomira benutzte jede neue Pause dieser Art, um Zesim mit neuen Zauberfäden zu umspinnen. Sie sah die Wirkung, die sie auf ihn übte und steigerte dieselbe noch durch Worte und Blicke, sie wollte gefallen,

entzücken, erobern, und es gelang ihr vollständig. Es war, als treibe sie mit Jesim in einem kleinen Kahn ohne Segel, ohne Ruder dem Dzean zu, aber keins von Beiden fragte, wohin es führe.

Man nahm zusammen den Thee und erzählte sich heiter und gleichgültig Stadtneuigkeiten, dann ging Cirilla aus dem Zimmer, und Jesim, der einen schweren Kampf kämpfte, in dessen Kopf sich die widersprechendsten Gedanken kreuzten, in dessen Brust die seltsamsten Empfindungen gegen einander rangen, schritt mit großen Schritten auf und ab. Blässe und flammende Gluth wechselten auf seinen Wangen, die in Folge der Aufregungen und Leiden der letzten Wochen tief eingesunken waren.

Endlich erhob sich Dragomira langsam, vertrat ihm den Weg und legte, die blauen Augen fest auf ihn gerichtet, die Hände auf seine Schultern.

„Armer Freund!“ sprach sie leise.

Er senkte das Haupt und schwieg.

„Sie sind unglücklich,“ fuhr Dragomira fort, „Sie verzehren sich in Schmerz und Kränkung. Ach! könnte ich doch etwas thun, um Ihre Qualen zu lindern.“

„Sie können Alles thun,“ erwiderte er, noch immer den Blick gesenkt, „Alles.“

„Soll ich mit Anitta sprechen?“

„Nein, um Gotteswillen, nein.“ Ein verzweifelter Blick seiner thränenfeuchten Augen traf ihr kaltes, schönes Antlitz.

„Was kann ich also thun?“

Er senkte von Neuem das Haupt, da legte Dragomira ihre kleine Hand auf seine Schulter, und ihre Lippen berührten seine Stirne. Es war ein leiser Hauch, der von ihr zu ihm ging, aber er entfesselte die ganze Gluth seiner zurückgehaltenen, schlechtbeherrschten Empfindung.

„Dragomira!“ flüsterte er und zog sie an sich, aber sie entwand sich rasch seinen Armen und trat einen Schritt zurück.

„Nein,“ rief sie, „nein, nein.“ Dann aber, mit einem raschen, dämonischen Entschluß schlang sie selbst die Arme um ihn und küßte ihn. „Jetzt gehen Sie,“ gebot sie hierauf, indem sie sich in jungfräulicher Scham und Verwirrung von ihm abwendete, „gehen Sie, hören Sie nicht? ich will es.“

Zesim stand einen Augenblick starr und betroffen, dann gehorchte er und eilte zur Thür hinaus und die Treppe hinab. Als er aus dem Hause trat, erklang aber oben ein Fenster, und Dragomira neigte sich zu ihm herab.

„Gute Nacht,“ rief er ihr zu.

„Auf Wiedersehen,“ gab sie zur Antwort und warf ihm die weiße Kamelie zu, die sie rasch aus ihrem seidenen Haar gezogen hatte.

20. Schäferspiel.

„Wunderlichstes Buch der Bücher
Ist das Buch der Liebe.“

Goethe.

Graf Soltyk befand sich seit Wochen in einer Lage, die ihm vollkommen neu war und daher alle seine Kräfte auf das Höchste aufregte und steigerte. Ein Tag war ihm sonst wie eine flüchtige Sekunde dahin geschwunden, jetzt schienen sich ihm die Ereignisse eines Jahres in kurzen vierundzwanzig Stunden zusammenzudrängen. Ihm war zu Muth wie im Traume, wo man in einer wildfremden Gegend, in unbekanntem, unheimlichen Gebäuden umherirrt, die Gewölbe auf sich lasten fühlt, in namenloser Angst sich durch Oeffnungen zwängt, die sich immer dichter zusammenschließen, Treppen ersteigt, die bei jedem Schritte höher und steiler werden, und sich end-

lich hoch oben in die Luft hinabstürzt, um ohne Flügel durch den Aether zu segeln.

Es war ihm noch nie geschehen, daß ihn ein Weib verschmäh't, ja ihm nur Widerstand geleistet hätte, alle schienen süß lachend, gleich Odaliskten, seinen Wink zu erwarten, und vielleicht gerade deshalb gelang es keiner, ihn zu erobern oder gar zu fesseln. Hier war zum ersten Male ein Mädchen, das nichts von ihm wissen wollte, das beängstigte ihn, das regte ihn auf. Er ging herum wie von den Furien verfolgt, einem gehezten Wilde gleich eilte er aus seinem Palaste in den Klub, aus dem Klub in das Café, aus dem Café auf die Promenade und von hier zu irgend einer glänzenden Modedame, um endlich abgehezt und unzufrieden wieder dort anzulangen, wo er ferne zu bleiben sich alle Mühe gab, vor dem Thore des kleinen Dginski'schen Palais.

Er war nur noch mit Anitta beschäftigt, und dies gegen seinen Willen, obwohl er sich selbst verhöhn'te und verdamnte. Mehr als einmal warf er das Bouquet, das der Gärtner für sie brachte, zur Erde und trat es mit Füßen, aber deshalb bekam Anitta doch täglich die herrlichsten Blumen mit seiner Karte zugeschildt, deshalb sah sie ihn doch täglich, wenn Peitschenknall

oder Pferdegetrappel sie an das Fenster lockte, vorüber fahren oder reiten, deshalb fand sie ihn doch auf allen ihren Wegen. Sobald sie nur die Straße betrat, stand er auch schon vor ihr, ganz unerwartet, er schien wie ein Dämon der Erde zu entsteigen. Machte sie Einkäufe, harrte er wie ein Lakai vor der Thür, um ihr dann die Päckete nachzutragen. Ging sie über die Promenade, war er an ihrer Seite, bestieg sie den Schlitten, galoppirte er neben demselben her. Im Theater erwartete er sie am Fuße der Treppe, führte sie in ihre Loge, nahm ihr den Mantel ab und begnügte sich dann, sie aus der Ferne mit seinen Blicken zu verschlingen, bis die Vorstellung zu Ende ging. Dann erschien er wieder, um sie einzuhüllen und in den Wagen zu heben. Dieselben Huldigungen wiederholten sich in Concerten und Soiréen. Außerdem machte er jeden Nachmittag seinen Besuch im Palais Oginski.

Alle Welt sprach von seiner Wahl, seiner Leidenschaft, und allgemein beneidete man Anitta um diese glänzende Eroberung. Sie allein zeigte sich in keiner Weise von derselben entzückt, sie ließ im Gegentheil in seiner Gesellschaft das Köpfchen hängen, und wenn sie die schönen, seelenvollen Augen aufschlug, geschah es gewiß

nicht, um seinen feurigen Blicken Antwort zu geben. Sie blieb stets artig, förmlich, ernst und wortfarg.

An ihrer stillen und einfachen aber festen Weise scheiterten alle Vorstellungen ihrer Eltern, alle Ueberredungskünste ihrer Freundinnen. Tag für Tag verging und Woche um Woche, ohne daß Soltys nur einen Schritt vorwärts gekommen wäre.

Der Jesuit sah dies mit Unruhe und Unbehagen, und da er Anitta seit der Wiege kannte und stets mit einer Art väterlicher Liebe behandelt hatte, glaubte er auch ihrer Zuneigung sicher zu sein, und auf diese im Verein mit seiner geistlichen Würde gestützt, ihr gegenüber eine höhere und wirksamere Autorität zu besitzen als selbst ihre Eltern. Er beschloß dieselbe im rechten Augenblick geltend zu machen, und die Gelegenheit dazu bot sich früher, als er zu hoffen gewagt.

Pater Glinzki kam gegen Mittag zu Dginski und fand Niemand zu Hause als Anitta, welche ihm entgegeneilte, um ihn herzlich zu begrüßen und ihm die Hand zu küssen, dann setzte sie sich wieder an den Sticrahmen und nahm die unterbrochene Arbeit auf. Der Jesuit hatte hinter

ihr Platz genommen und blickte über ihre Schultern auf die halbvollendete Stickerei.

„Eine symbolische Beschäftigung,“ sprach er dann, fein lächelnd.

„Wieso?“ fragte Anitta, ohne ihre Stellung zu ändern.

„Soll dies nicht ein Pantoffel werden?“

„Allerdings.“

„Also, Du machst Dich in der Phantasie bereits mit dem künftigen Attribut Deiner Macht bekannt, mein Kind. Wie glücklich wird mein Graf unter diesem süßen Joch sein!“

„Ihr Graf?“ murmelte Anitta und wendete beherzt dem Jesuiten ihr Gesicht zu, „ich denke nicht daran, ihm ein Joch aufzuladen.“

„Ach! ich kenne dieses Spiel, gemischt aus jungfräulicher Sprödigkeit und weiblicher Koketterie, besser als Du denkst. Es ist amusant — für einige Zeit — dann wird es langweilig und unausstehlich.“

„Wenn ich es zu Stande brächte, dem Grafen unausstehlich zu werden,“ erwiderte Anitta mit einem leisen Lächeln, „würde ich auf den Knien nach Czestochau*) rutschen.“

*) Berühmter Wallfahrtsort in Polen.

„Scherze nicht.“

„Mir ist es Ernst.“

„Hast Du noch immer diesen Lieutenant im Kopfe?“

„Im Herzen, Pater Gliniski, allerdings.“

„Unsinn!“

„Mag sein, aber deshalb werde ich doch niemals Gräfin Soltyf werden.“

Der Jesuit rückte näher, ergriff Anitta's Hände und blickte ihr liebevoll in die Augen. Auch ihm war es Ernst. Er war kein Intriguant, er dachte Beide glücklich zu machen, den Grafen und das Fräulein, die er wie seine Kinder betrachtete und liebte. „Anitta,“ begann er, „das Leben ist kein Vergnügen, sondern ein schwerer Kampf, in dem wir heilige Pflichten zu erfüllen haben. Nicht unserm Geschmack und unseren flüchtigen Wünschen dürfen wir folgen, sondern müssen stets unserer Vernunft und unserm Gewissen gemäß handeln.“

„Aber gerade meine Vernunft und mein Gewissen befehlen mir einen Mann zu wählen, den ich liebe, denn nur diesem vermag ich jene Opfer zu bringen, welche die Ehe dem Weibe auferlegt, nur mit diesem vermag ich jene Pflichten zu erfüllen, welche ich gegen Gott und die Menschen habe.“

Pater Glinzki war für einen Augenblick entwaffnet, aber nur für einen Augenblick. „Zugegeben, mein Kind,“ sagte er, „ist denn aber der Graf Soltyk nicht Deiner Liebe werth? Gibt es ein Mädchen, das ihn mit gleichgültigen Augen ansehen würde? Wahrhaftig, er ist ein Eroberer, alle Herzen klopfen höher wenn er erscheint, und dieser Mann, den Jede gerne fesseln würde, liegt zu Deinen Füßen, und Du solltest die Erste, die Einzige sein, die ihn nicht lieben könnte? Nein, das glaube ich Dir nicht, das glaubt Dir Niemand. Hier sind kindische Einbildungen im Spiel und ein sträflicher Eigensinn, sträflich, weil Du Deine Eltern damit kränkst, sowie mich, Deinen zweiten Vater, und doppelt sträflich, weil Du Dein eigenes Glück einer Grille opferst.“

Der Jesuit fuhr fort, Anitta in dieser Weise zuzureden. Sie schien sich ohne Kampf zu ergeben; über den Strickrahmen gebeugt antwortete sie mit keiner Silbe, keiner Bewegung, widersprach sie mit keiner Miene, keinem Blick, als der Pater aber zuletzt ihr in das Ohr flüsterte „Nicht wahr, Du siehst dies Alles ein und wirfst Dich nicht länger sträuben, dem Grafen das Jawort zu geben,“ sah ihn Anitta mit einem

raschen, schalkhaften Blick an und begnügte sich das Köpfchen zu schütteln.

Der Jesuit ging seufzend, ohne Hoffnung von dannen, wie er gekommen war. Er hütete sich, dem Grafen von seinem verfehlten Versuch bei dem kleinen Trozkopf zu erzählen, nur als er diesen Nachmittags sorgfältig Toilette für seinen gewöhnlichen Besuch bei Oginski machen sah, zuckte er mitleidig die Achseln, als wollte er sagen: Wenn ich nichts ausgerichtet habe, wirst Du auch nichts erreichen, trotz Deinem schönen schwarzen Schnurrbart!

Und doch schien der Zufall den Grafen diesmal zu begünstigen.

Als er bei Oginski erschien, fand er Anitta in Thränen aufgelöst.

„Was ist geschehen?“ fragte er dringend und in einer Erregung, an deren Ehrlichkeit nicht zu zweifeln war, „um des Himmelswillen, beruhigen Sie sich doch, mein Fräulein.“

„Anitta trauert um ihren Liebling, Herr Graf,“ gab Frau Oginska zur Antwort, „sie fand ihren Kanarienvogel todt im Käfig, plötzlich, ohne daß er krank gewesen wäre.“

Anitta brachte die kleine Leiche und zeigte

sie in stummem Schmerz, in ihrer rosigen Hand gebettet, dem Grafen.

„Das arme Thier,“ sagte dieser, „aber es wird doch möglich sein, ihn zu ersetzen.“

Anitta schüttelte den Kopf.

„Wir müssen etwas finden, was Sie tröstet,“ fuhr Soltyk fort, „und wenn es auch nöthig wäre, alle Zonen zu plündern, um Ihnen ein Lächeln abzurufen, mein Fräulein. Ach! weinen Sie nur nicht, ich würde die ganze Welt zu Ihren Füßen legen oder meinen Kopf, nur um Sie wieder heiter zu sehen.“ Er empfahl sich rasch und flüchtig und ließ Anitta einige Zeit mit ihrem todten Liebling und ihrem Schmerz allein.

Als der Graf zurückkehrte und sich Anitta näherte, spielte ein glückliches, fast kindliches Lächeln um seine stolzen Lippen, und seine dunkeln Augen sprühten in einem triumphirenden Feuer. Er bot dem geliebten Mädchen den Arm und führte sie, der noch immer Thränen an den langen Seidentwimpfern hingen, ohne ein Wort zu sprechen, in den Wintergarten. Hier stand ein halbes Duzend seiner Diener, von denen jeder einen großen Sack in den Händen hielt, und als der Graf nach Sultansart in die Hände klatschte,

weit öffnete. Mit lautem Geschwirr flatterten jetzt von allen Seiten goldgelbe Kanarienvögel empor, umflatterten das junge Paar und ließen sich auf den schwanken Blättern und Zweigen der Palmen, Orchideen, Lianen, Drangen- und Citronenbäumen nieder, die Luft mit ihrem Gezirp und Gesang erfüllend.

Anitta hatte einen Augenblick überrascht dagestanden, dann glitt ein süßes Lächeln über ihr Gesicht, sie trocknete ihre Augen und reichte dem Grafen dankbar die Hand. Die Diener hatten sich auf einen Wink ihres Herrn rasch entfernt.

„Ich habe Ihnen alle Kanarienvögel gebracht,“ rief der Letztere jetzt lachend, „die ich in ganz Kiew austreiben konnte. Vielleicht finden Sie einen darunter, der würdig ist, Ihr Liebling zu werden.“

Anitta öffnete die blühenden Kinderlippen, sie wollte etwas sagen, aber das Wort erstarb unter dem flammenden Blick des Grafen, und sie wendete sich scheu und verschämt dem grünen Dunkel der fremden Pflanzen zu, in welchem die kleinen, goldgelben Vögel durch einander gaukelten. Plötzlich flog einer von ihnen, mit schwarzem Schopf und schwarz gezeichneten Flügeln herbei, umkreiste Anitta's Kopf und setzte sich auf ihre

Schulter. Sie bot ihm erfreut den Finger dar, der Vogel ließ sich zutraulich auf demselben nieder, und als sie ihn zärtlich an die Lippen führte, begann er laut zu singen.

„Er jubelt über die Gunst, die er errungen,“ sagte Soltyk. „O! wie beneide ich das Thierchen um sein seliges Loos.“

Anitta wagte es nicht, den Grafen anzusehen, eine Art Bangen hatte sie ergriffen, sie fühlte sich halb schon in seiner Gewalt und wehrte sich gegen den Zauber, der sie umsing.

„Sie sind so gut,“ fuhr der Graf fort, indem er Anitta's Hände ergriff, „Sie haben ein Herz für Alle, nur für mich nicht. Warum muß ich wie der gefallene Engel vor dem Thore des Paradieses stehen? Warum haben Sie für mich kein warmes Wort, keinen gnädigen Blick?“

„Ich bin Ihnen ja gut,“ erwiderte Anitta, das reizende Köpfchen gesenkt, „aber verlangen Sie nicht von mir, daß ich Sie liebe, ich kann es nicht.“

„Seltsames Mädchen!“

„Weshalb wollen Sie nicht mein Freund sein?“

„Alles, was Sie wünschen, theure Anitta,“ versetzte Soltyk, „aber es giebt nichts auf der

Welt, was ein starker Wille nicht erringen könnte, nichts, was sich nicht durch opfervolle Treue verdienen ließe, warum nicht auch die Liebe, Ihre Liebe, Anitta?“

„Ich weiß nicht,“ gab sie leise, aber mit großer Festigkeit zur Antwort, „aber ich glaube nicht, daß Liebe verdient werden kann, weder durch Vorzüge, noch durch Handlungen oder Opfer. Liebe wird uns geschenkt oder verweigert, für das Eine giebt es so wenig einen Grund wie für das Andere. Es giebt höhere Mächte, denen wir unterworfen sind, ohne sie ergründen zu können.“

„Sie geben mir also keine Hoffnung?“

Anitta blieb stumm.

Der Graf neigte sich tief vor ihr und verließ sie langsam, an der Thür blickte er nochmal nach ihr zurück. Sie stand von ihm abgewendet und küßte ihren kleinen Liebling. Mit einem tiefen Seufzer schritt Soltyk hinaus. Er hatte sich endlich erklärt, und sie hatte ihn abgewiesen. Eine Andere hätte er in diesem Augenblick gehaßt, sie liebte er nur noch mehr, aber sein ganzer Stolz, sein wilder Troß bäumten sich bei dem Gedanken empor, daß ein Anderer sie besitzen sollte. Er war entschlossen Jeden zu tödten, der es wagen würde, den Blick zu ihr zu erheben, und er war der Mann, diesen Entschluß auszuführen.

21. Wirkung in die Ferne.

„Wie der Medusa Haupt, fest
hält's ihn mit Gewalt.“

Mickiewicz.

Es war Spielabend im Palais Oginski und wie gewöhnlich nur ein kleiner Kreis intimer Freunde geladen. Alle waren in dem kleinen, freundlichen Saal vereinigt, dessen Wände in Weiß und Gold tapezirt waren und dem die mattrothen Möbel und Vorhänge im Style des ersten Kaiserreichs einen gewissen steifen Pomp verliehen. Die Mitte des angenehm durchwärmten Raumes nahm ein Billard ein, an dem die jungen Damen und Herren unter heiteren Reden und leichtem Lachen mit allem Aufwand von Geschicklichkeit und Grazie um den Sieg rangen. In einer Ecke, nahe am Kamin, stand ein Spiel Tisch, an dem sich die gewöhnliche Whistpartie etablirt hatte, Herr und Frau Oginski, der Jesuit

und ein alter Staatsrath, der einem mumienhaften egyptischen König glich, den man in einen Frack gesteckt hatte. In einem andern stillen Winkel saßen zwei Herren beim Schachbrett, zwei verwitterte, alte Kavaliere aus der Zeit des Czaren Nikolaus.

Graf Soltyk schien von einem Traum gefangen, nur daß sein Traumbild lebenswarm vor ihm stand; er sah und hörte nichts, was um ihn her vorging, sein Auge hing unausgesetzt an Anitta, sein Ohr verschlang jedes Wort, jeden Ton, der über ihre Lippen kam. Alles was sie that, jede Stellung, die sie annahm, jede Bewegung, die sie machte, ob sie, den Duen leicht auf die Schulter gelehnt und den rechten Arm in die Hüften gestemmt, da stand und den hin und her laufenden, farbigen Bällen zusah; ob sie, die weiße Hand auf das grüne Tuch gestützt, sich über die Brüstung neigte, um selbst einen neuen Stoß zu wagen oder ihre Freundin Henryka umschlingend das Köpfchen an deren Schultern legte. Eine einfache Bemerkung, welche sie machte, ihr Athemholen, das Krauschen ihrer leichten Seidenrobe genügte, ihn zu elektrisiren.

Er erwachte erst, als ein Ball heraus sprang, Anitta und Bellarew demselben nacheilten und

während der Pause, die entstand, Henryka sich ein wenig spöttisch und mindestens ebenso neugierig über das Billard zu Sessawin hinüberneigte, um ihn nach schalkhafter Mädchenart in's Verhör zu nehmen.

„Mit wem sind Sie denn neulich über die Promenade gegangen?“ begann sie.

„Mit einem Herrn?“ erwiderte Sessawin.

„Nein, mit einer Dame.“

„Mit meiner Tante?“

„O, nein! mit einer jungen und sehr hübschen Person. Sie wollen sich nur nicht erinnern, aber man hat Sie gesehen, und das Leugnen nützt Ihnen nichts.“

„Ja, Henryka hat mir gleich davon erzählt,“ rief Anitta muthwillig, „Sie scheinen sehr interessante Bekanntschaften zu haben, Herr Sessawin, die Sie vor uns verbergen.“

„Ich weiß erst jetzt, wen Sie meinen,“ sagte Sessawin, der ein wenig verlegen geworden war, „diese junge Dame war Fräulein Dragomira Malutin.“

„Eine Schauspielerin?“

„Im Gegentheil, eine Dame aus bester Familie. Ihre Mutter ist Witwe und lebt auf ihrem Gute. Fräulein Malutin ist seit Kurzem hier bei einer

alten Tante, welche sehr krank ist, und weihet sich ausschließlich der Pflege derselben.“

„Und ist sie wirklich so schön?“ fragte Anitta, „Henryka machte mir die Beschreibung einer Romanfigur.“

„Als die Heldin eines Romans kann ich mir Fräulein Malutin am wenigsten denken,“ erwiderte Sessawin, der immer wärmer wurde, „aber als die Heldin einer Tragödie. Es ist eine stille, einfache, ich möchte sagen klassische Größe in ihr.“

„Ah! Sie machen mich neugierig,“ sagte Anitta, „kennen Sie dieses Wunder, lieber Graf?“

„Nein.“

„Sie kennen doch alle schönen Frauen.“ Der Graf zuckte die Achseln und lächelte.

„Dragomira ist das merkwürdigste Wesen, das mir bis jetzt begegnet ist,“ fuhr Sessawin fort, „oft meine ich, sie sei einem Märchen entstiegen, dann wieder einer alten Chronik.“

„Sie hat also wenig Modernes an sich,“ meinte Henryka.

„Sie ist im Gegentheil ganz die Tochter dieser Zeit, welche die Sterne auf die Goldwage legt, wie der Jude die Dukaten.“

„Das verstehe ich nicht ganz,“ versetzte Anitta.

„Sie müßten Dragomira kennen,“ entgegnete

Sessawin, „ich habe eine Scene mit ihr erlebt, die mich noch in der Erinnerung erschauern macht.“

„Was für eine Scene?“ fragte Henryka.

„Erzählen Sie uns doch,“ bat Anitta.

„Von wem ist die Rede?“ fragte Frau Dginska, welche gleichfalls aufmerksam geworden war.

„Von einer interessanten jungen Dame, welche Sessawin seit Kurzem kennt.“

„Eine Studentin ohne Zweifel.“

„Nein, ein adliges Fräulein, das hier sehr zurückgezogen bei ihrer Tante lebt, Fräulein Malutin.“

„Die Tochter des Obersten Malutin?“

„Ich glaube.“

„Eine sehr gute Familie. Und was ist mit dem Mädchen für ein Roman passirt?“

„Kein Roman, gnädige Frau,“ gab Sessawin zur Antwort, „ein Vorfall wie aus der Legende der Heiligen.“

„So erzählen Sie doch endlich,“ bestürmten ihn die jungen Damen.

Sessawin begann in schlichter Weise, ohne jede Zuthat oder Ausschmückung, die Scene im Löwenkäfig wiederzugeben, so wie sie sich seinem

Gedächtniß für immer eingeprägt hatte. Wiederholt unterbrachen ihn Ausrufe des Staunens, der Bewunderung, nur Graf Soltyk gab kein Zeichen einer noch so geringen Theilnahme von sich. Er saß abseits auf einem Stuhl, die Hände gefaltet, den Kopf vorgeneigt, den Blick auf den Boden geheftet und schien vollkommen abwesend, während er in der That gespannt und athemlos horchte. Als Sessawin geendet hatte, war er der Einzige, der keine Bemerkung machte, über dessen Lippen kein Laut kam, und doch hatte Niemand von Allen, die halb schauernd, halb begeistert zugehört, nur annähernd einen so tiefen Eindruck empfangen wie er.

„Sie schwärmen ja geradezu für diese schöne Dragomira,“ neckte Henryka Sessawin.

„Ich leugne es nicht,“ erwiderte dieser, „aber ich habe keine Ursache, mich meines Enthusiasmus zu schämen. Es ist unmöglich, Dragomira gegenüber gleichgültig zu bleiben, auch Jadewski schwärmt für sie.“

Anitta erbehte und wendete ihr Gesicht ab, sie fühlte, daß sie roth geworden war.

„Wir müssen dieses Phänomen kennen lernen,“ warf Henryka hin.

„Auch ich wäre sehr neugierig sie zu sehen,“ sprach Anitta.

„Das ist doch leicht, zu erreichen,“ warf Dginski hin, „ein Mädchen aus guter Familie, in jeder Beziehung tadellos, man sendet ihr einfach eine Einladung.“

„Fräulein Malutin ist sehr menschenscheu,“ entgegnete Sessawin, „wenn Sie es jedoch wünschen, will ich sie darauf vorbereiten.“

„Wozu so viele Umstände,“ entschied Frau Dginska, „ich werde ihr mit Anitta einen Besuch machen, und ich bin gewiß, daß ich mir diese Märchenprinzessin für unsern Kreis erobere.“

„Ohne Zweifel,“ sagte Sessawin, „wenn Sie selbst kommen, wird sich Fräulein Malutin sehr geehrt fühlen.“

Die jungen Damen und Herren kehrten zum Billard zurück, und die Whistpartie nahm ihren Fortgang, aber die Gesellschaft kam an diesem Abend nicht mehr zur Ruhe. Es war, als wäre ein ungebetener Gast da, unsichtbar und unhörbar, aber man fühlte seine Nähe, man meinte von ihm beobachtet und belauscht zu werden. Eine fremde, stolze Gestalt stand am Billard, folgte den jungen anmuthigen Paaren zur Tafel und saß an dieser gleich einem drohenden Schatten.

Vor Allen empfand Graf Soltyß diesen unheimlichen Zauber. Es war nicht zum ersten Male, daß er die seltsame Erfahrung machte, wie Menschen aus der Ferne auf einander wirken konnten, wie man sich oft von Personen berührt, gefesselt sieht, von denen man nur hört und durch Zeit oder Raum getrennt ist. Er kannte diesen Magnetismus, er hatte schon wiederholt unter seiner Herrschaft gestanden, sogar Personen, die der Geschichte angehörten, die vor Jahrtausenden gelebt, hatten diese magischen Schlingen noch aus Schutt und Moder hervor um ihn gelegt. So war er einmal in die Königin Semiramis sterblich verliebt gewesen. Und jetzt stand er unter dem Einflusse Dragomira's, die er nie gesehen und die vielleicht nie von ihm gehört.

Oder beschäftigte sie sich doch mit ihm, ohne daß er es ahnte, und zwang ihn, seine Gedanken in den Kreis zu bannen, mit dem sie ihn umschrieb?

Ja, sie zwang ihn, sie spann ein magisches Netz um ihn, und in der Ferne tauchte wie aus silbernem Nebel von Zeit zu Zeit ihre Gestalt auf, noch unbestimmt und formlos, aber in dieser Körperlosigkeit um so reizvoller und bestrickender.

Anitta's helles Lachen schreckte ihn aus seinem Traume auf. Er sah sie verwundert an und lächelte. „Sie ist eigentlich doch nur ein reizendes Kind, weiter nichts,“ dachte er, „die Umgebung, die für sie paßt, sind nicht Löwen, sondern Kanarienvögel.“

Zwei Tage später kam Sessawin eilig zu Dragomira. „Die Damen Dginski wollen Sie durchaus kennen lernen,“ rief er, „sie folgen mir auf dem Fuße.“

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte Dragomira, nicht im Mindesten überrascht.

„Ich habe für Sie geschwärmt, und das hat sie neugierig gemacht.“

Dragomira drohte ihm mit dem Finger.

„Ich bitte, lassen Sie nicht merken, daß der Besuch Sie nicht überrascht,“ bat Sessawin, „und dann machen Sie sich recht kostbar, nehmen Sie die Einladung nicht ohne Weiteres an. Nur dann werden Sie in diesem Hause die Rolle spielen, die Ihnen gebührt.“

„Ich werde Ihre Rathschläge befolgen.“

„Und noch eins.“

„Ich soll mich hübsch machen, damit ich nicht zu sehr hinter Ihrem Dithyrambus zurückbleibe, nicht wahr?“

„Errathen — obwohl es überflüssig ist, denn Sie sind immer schön.“

„Also adieu.“

Er küßte ihr die Hand und eilte davon.

Dragomira blieb einen Augenblick mitten im Zimmer stehen. Der erste Schritt zum Ziel, eine herrliche Gelegenheit in diese Kreise einzudringen, in denen Graf Solthf verkehrte, ihm zu begegnen, ihm die Schlinge um den Hals zu werfen. Alles Weitere liegt in ihrer Hand, und an ihr wird es nicht fehlen.

Sie machte rasch Toilette, ordnete ihr Haar und prüfte sich dann im Spiegel, ohne Koketterie und ohne Stolz, mit dem Ernst, mit dem ein Künstler sein Werk betrachtet oder der Soldat sein Gewehr vor der Schlacht.

Im nächsten Augenblick wurden Frau Dginska und ihre Tochter durch Barichar gemeldet. Dragomira kam ihnen bescheiden und erfreut entgegen. „Ich bin auf das Angenehmste überrascht,“ sagte sie, „ich habe keine Ahnung, wie ich zu dieser Ehre komme.“ Sie bat die Damen, auf dem Sopha Platz zu nehmen und ließ sich dann selbst in der Nähe Anitta's nieder.

„Wir haben so viel Schönes, Außerordentliches von Ihnen vernommen, mein liebes Fräulein,“

begann Frau Dginska, „daß wir der Begierde, Sie kennen zu lernen, nicht länger widerstehen konnten. Nun, ich sehe, diesmal hat das Gerücht in keiner Weise übertrieben. Wie schön Sie sind, mein Kind, es ist eine Freude Sie anzusehen, und welchen Geist, welche Kühnheit in Ihrem Blick! Ich glaube gerne, daß die Löwen Ihnen gehorchen, Sie sind ja selbst eine Löwin. O! wie glücklich muß Ihre Mutter sein, wie stolz!“

Während ihre Mutter sprach, verschlang Anitta Dragomira mit den Augen. Diese dagegen beachtete Anitta nicht weiter, sie hatte es nicht nöthig. Mit einem einzigen Blick hatte sie die ganze unbewußte Größe und Macht dieses schlichten Mädchens erfaßt, mit einem einzigen Blick die Gefahr ermessen, die ihr hier für ihre Pläne drohte. Sie wußte in diesem Moment, daß es ihr leicht werden würde, diesem Kinde den Grafen Solthf zu entreißen, aber sie sagte sich zu gleicher Zeit, daß sie um Jesim einen Kampf auf Tod und Leben zu bestehen haben würde, und es wurde ihr ein wenig bange um den Ausgang dieses Kampfes.

Erst als sie Abschied nahmen und sich die Hände reichten, blickten sich die Beiden in die

Augen, fest und forschend, als suche Jede die Andere zu ergründen. Dann lächelten sie und küßten sich.

Als der Graf Abends zu Dginski kam, war seine erste Frage: „Nun, wie ist sie?“

„Ueber alle Beschreibung seltsam und interessant,“ erwiderte Frau Dginska.

„Vor Allem ist sie wirklich schön,“ sagte Anitta.

Soltyk lächelte spöttisch.

„O! verziehen Sie mir nicht den Mund,“ fuhr Anitta fort, „ich habe immer an Sie gedacht, während ich Dragomira ansah. Sie wären ein prächtiges Paar.“

Frau Dginska warf ihrer Tochter einen vorwurfsvollen Blick zu, während Soltyk noch immer lächelte.

„Ich weiß nicht,“ fuhr Anitta in ihrer kindlichen Weise fort, „aber ich habe die Empfindung, daß Dragomira für Sie erschaffen ist, und daß Sie mit ihr einen Roman erleben werden.“

„Sie haben ja gehört, daß sie sich nur zur Heldin einer Tragödie eignet.“

„Also eine Tragödie.“

22. Der Tigerblick.

„Eine Wüste ist's, die schrankenlose,
Die öde, kahle, ohne Quell und Rose
Drans nur die Pyramide Gott sich hebet,
Doch einsam, düster, grau und unbelebet.
Unastajus Grün.

Graf Solthf kam aus dem Theater. Anitta hatte mit ihrer Mutter in der Loge ihm gegenüber der Oper beigewohnt. Er hatte den Damen im Zwischenakt seine Aufwartung gemacht und sie nach der Vorstellung in den Wagen gehoben. Dann hatte er seinen Kutscher fortgeschickt und folgte zu Fuße dem Menschenschwarm, der sich aus dem Theater nach verschiedenen Richtungen der Stadt ergoß. Er war aufgeregt, unruhig und fühlte das Bedürfnis sich zu ermüden und sich vom Frost abkühlen zu lassen. Als er in die Nähe seines Palastes gekommen war, kehrte er wieder um und bog in eine Seitenstraße, die

ihn in den düsteren, engen Stadttheil am Flusse hinabführte.

Bald befand er sich in einem Gewirre enger Häuser, in dem er sich nicht mehr zurecht fand, und irrte auf gut Glück weiter in dem dunkeln, nur von wenigen Lämpchen erhellen Labyrinth umher. Es war ihm zu Muth, als ob ihm ein Abenteuer bevorstände, vielleicht suchte er es, keinesfalls schreckte dieser Mann mit den eisernen Muskeln und Nerven davor zurück, und in der That ließ das Abenteuer nicht lange auf sich warten.

Mit einem Male klangen unterdrückte Flüche und ein rohes Gelächter durch die Nacht, von einer hellen, stolzen Frauenstimme übertönt, und als der Graf sich rasch dem Orte näherte, sah er beim unstäten Scheine einer zerbrochenen Laterne an einer Straßenecke eine hohe, weibliche Gestalt, von einer Schaar junger Leute umringt, gegen welche sie sich mit Worten und Gebärden muthig zur Wehr setzte.

In dem Augenblick, als Soltys seine Schritte beschleunigte, um der Bedrängten zu Hülfe zu kommen, streckte diese mit einem kräftigen Schlag einen der Angreifer zu Boden, und während die anderen erschreckt zurückwichen, richtete sie einen Revolver auf dieselben. „Wer mir nahe kommt,

den schieße ich wie einen Hund nieder," rief sie zugleich mit einer Stimme, welche an Energie nichts zu wünschen übrig ließ.

Solthf trat trotzdem noch einen Schritt auf sie zu und nahm seinen Hut ab. „Gestatten Sie mir, mein Fräulein, Ihnen meine Dienste anzubieten. Sie brauchen Schutz, wie es scheint.“

„Ich habe mich selbst zu vertheidigen gewußt," gab sie zur Antwort, während ihre großen, leuchtenden Augen sich durch den Schleier mit einem eigenthümlichen Interesse auf den Grafen hefteten, „aber trotzdem nehme ich Ihren Beistand gern an. Geben Sie mir Ihren Arm.“

Indeß hatte sich der zu Boden Geschlagene wieder aufgerafft und seine Genossen drangen jetzt von Neuem auf das Paar ein.

„Also deshalb so spröde," rief der Eine, „das Herz ist offenbar bereits verschenkt.“

„Oder der Ritter, den sie plötzlich gefunden, gefällt ihr besser," fügte ein Anderer hinzu.

„Mindestens ist jetzt Jemand da, den wir zur Verantwortung ziehen können," schrie ein Dritter.

„Verantwortung?" erwiderte Solthf, „Sie können zufrieden sein, daß man von Ihnen keine Rechenschaft verlangt. Aus dem Wege, oder ich brauche meine Faust.“

„Nur zu.“

Der Graf ließ sich nicht zum zweiten Male herausfordern, er schwang seinen Stock, und nach kurzem Handgemenge war die Bahn frei. Einer der Angreifer kauerte im Schnee, ein anderer, dem das Blut von der Stirne tropfte, lehnte an dem Hause. Die anderen zogen sich scheu zurück.

Soltys gab der Unbekannten den Arm und geleitete sie in der Richtung, die sie ihm bezeichnete. Die hohe Gestalt, die mit ungezwungener Majestät an seiner Seite schritt, machte ihm einen eigenthümlichen Eindruck, der ihn zugleich befremdete und bezauberte, noch nie hatte er an einem Weibe soviel echte Würde, Freiheit und Sicherheit vereint gesehen. Von Zeit zu Zeit warf er einen raschen, flüchtigen Blick auf ihr feingeschnittenes Profil und das reiche, blonde Haar, das ihr unter der kleinen Astrachanmütze bis auf die Schultern herabquoll, und als einmal ihr ruhiger Blick dem seinen begegnete, beschlich ihn eine Empfindung, die ihm vollkommen neu war, zum ersten Male erregte eine Frau weder seine Leidenschaft noch sein Wohlgefallen, sondern erschien ihm wie eine Genossin, die er plötzlich im Sturme des Lebens gefunden und nicht mehr missen wollte auf seiner Bahn.

An einer Straßenecke blieb die Fremde stehen, ließ seinen Arm los und reichte ihm dankend die Hand.

„Bedürfen Sie meiner nicht mehr?“ fragte der Graf vorsichtig, während seine Augen um so beredter flehten.

„Ich wohne hier gleich in der Nähe und kann die wenigen Schritte allein gehen.“

„Sobald Sie es befehlen, muß ich scheiden,“ erwiderte Solthf, „obwohl ich Ihnen gestehe, daß ich bei dem Gedanken, Sie niemals wiederzusehen, erschrecke.“

„Sie werden mich wiedersehen.“

„Darf ich fragen —“

„Nein, nein,“ schnitt ihm die Fremde rasch und entschieden das Wort ab, „für heute nur so viel, daß ich ein Mädchen aus anständiger Familie bin, das, von einem Besuch bei einer kranken Freundin heimkehrend, von einer Schaar Nachtschwärmer überfallen wurde und Ihres Schutzes, Graf Solthf, nicht unwerth ist.“

„Sie kennen mich?“

„Ja, das sei Ihnen genug. Sie werden bald von mir hören. Auf Wiedersehen.“

Solthf zog seinen Hut, und sie verschwand mit einem vornehmen Nicken. Er blickte ihr nach

und schlug sich dann vor die Stirne. „War ich denn blind?“ murmelte er, „sie ist es, nur sie kann es sein, dieses seltsame, tollkühne Mädchen, von dem uns Sessawin erzählte. Frauen dieser Art kommen nicht allzuhäufig vor. Ich habe eben die erste kennen gelernt. Zu meinem Glück oder zu meinem Verhängniß?“ Er kehrte langsam nach Hause zurück und saß noch lange in seinem Schlafzimmer bei der verglimmenden Gluth des Kamins, in wunderbare Träume versunken.

Am nächsten Morgen erwachte er mit dem Gedanken: Ich werde sie wiedersehen, und dieser Gedanke begleitete ihn auf die Reitbahn, in den Klub, zum Diner und Nachmittags zu Oginski.

Als er hier in den Salon trat, war Dragomira da, und sie wurden sich gegenseitig von der Herrin des Hauses vorgestellt, aber es war gerade zu jener Zeit, welche die Polen die graue Stunde nennen und zu der man es ohne Licht beisammen zu sitzen und zu plaudern liebt. Der kleine Saal war mit einer silbernen Dämmerung gefüllt, welche durch die schweren, dunkeln Vorhänge noch undurchdringlicher wurde. Vergebens bemühte sich der Graf mit seinen Adleraugen den Schleier zu durchdringen, welcher geheimnißvoll und verheißend Dragomira verhüllte, die in einiger

Entfernung von ihm mit Anitta faß. Es gelang ihm nur, die Umrisse ihrer Gestalt wahrzunehmen, aber dafür erklang von Zeit zu Zeit ihre schöne Stimme voll stolzer Musik, und er lauschte derselben träumerisch wie einem alten Märchen, das aus der Kinderzeit herüberklingt. Hatte er diese Stimme schon einmal gehört oder täuschte er sich?

Er athmete förmlich auf, als endlich der alte Kammerdiener leise eintrat und die große Lampe auf den Tisch stellte. Jetzt sah der Graf das schöne, herrliche Mädchen.

Dragomira trug ein schmuckloses, aber kostbares schwarzes Samtkleid, das um Hals und Hände durch weiße Spitzen abgeschlossen wurde, das weiche, vorn einfach gescheitelte Goldhaar hinten in einem mächtigen Knoten. Die edle Ruhe und die vornehme Einfachheit dieser Toilette ließ den frappanten Kopf dieses außerordentlichen Mädchens noch fesselnder erscheinen. Sie sprach mit Anitta und wendete den Herren halb den Rücken, nur einmal kehrte sie langsam den Kopf dem Grafen zu und ließ ihre großen blauen Augen fragend auf ihm ruhen.

Der Jesuit sah mit steigender Unruhe den Eindruck, den die Fremde auf Soltyk machte, und es entging ihm nicht, daß der Letztere die erste

Gelegenheit, die sich ihm darbot, benutzte, um sich ihr zu nähern.

„Sie haben Wort gehalten,“ begann er leise.

„Ich benutze die Gelegenheit, Herr Graf, um Ihnen nochmals zu danken,“ gab Dragomira zur Antwort und reichte ihm die Hand.

„O! wie glücklich bin ich, Sie wiederzusehen,“ murmelte Soltyf.

In diesem Augenblick näherte sich Pater Glinzki. „Hören Sie, lieber Graf,“ sprach er, „eine wahre Schaudergeschichte, welche ich eben vernommen habe. Ein entsetzlicher Vorfall wird aus der Gegend von Kamieniec Podolski berichtet. Man fand dort ein junges Weib im Walde, halb verkohlt auf einem niedergebrannten Scheiterhaufen.“

„Ach! — Schrecklich! — Und wer hat diese That verübt?“ rief es durcheinander.

„Man vermuthet, daß die sogenannten Himmels-spender oder Paradiesstaken dabei ihre Hand im Spiele haben.“

„Diese schreckliche Sekte,“ murmelte Sessawin.

„Was ist Ihnen von den Sagen und dem Kultus dieser modernen Assassinen bekannt?“ fragte Frau Dginska.

„Wenig, aber doch vielleicht etwas mehr, als man gewöhnlich davon hört,“ erwiderte der Jesuit.

„O! dann erzählen Sie doch,“ bat Anitta.

„Alles, was Sie wissen, Alles,“ rief Henryka.

„Es ist nicht viel, wie ich schon sagte,“ nahm Pater Glinzki das Wort, „diese Sekte versteht es mehr als jede andere, die Greuel, welche sie im Namen eines Gottes begeht, der nichts von ihr und ihren Bekennern weiß, in Dunkel und Geheimniß einzuhüllen. Noch nie ist es der Wachsamkeit der Behörden gelungen, Mitglieder dieser blutgierigen Genossenschaft den Gerichten zu überliefern.“

„Vielleicht ist Alles ein Märchen,“ sagte Graf Soltyk.

„Nein, an ihrer Existenz kann man nicht zweifeln, da sie täglich Beweise von derselben geben,“ sprach Pater Glinzki, „ihre Glaubenssätze und ihre Thaten erinnern an jene der indischen Bürger. Gleich diesen halten sie das Dasein für eine Buße, eine uns für frühere Sünden auferlegte Qual, und glauben, daß nur jene zu Gott eingehen und die ewige Seligkeit erringen, welche dieses Dasein durch einen martervollen Tod enden. Jene, welche sich freiwillig grausamen Bußen unterziehen und begeistert unter namenlosen Qualen das Martyrium erleiden, erwerben sich besondere Verdienste. Doch genügen die auf diese Weise

geretteten Seelen den Himmels Spendern nicht. Es ist ein besonders verdienstliches Werk in ihren Augen, auch solche, welche sich nicht zu ihren schrecklichen Lehren bekehren lassen, mit allen Mitteln der List und der Gewalt zu umgarnen und an das Opfermesser ihrer Priester zu liefern, und wo dies nicht gelingt, ihnen da, wo sich die Gelegenheit dazu bietet, den Tod zu geben. Die Himmels Spender sind daher jederzeit auf der Jagd nach Seelen, nach neuen Opfern. Haben sie eins erjagt, so schleppen sie es in eine ihrer verborgenen Höhlen, wo es nach Maßstab seiner Sünden Buße zu thun und mannigfache Qualen zu erdulden hat, bis der Tag naht, wo das Opfer feierlich, vor dem Altar mit dem Bilde des Gekreuzigten, durch den Priester hingeschlachtet wird.“

„Das klingt ja fast unglaublich,“ warf Sessawin ein.

„Verlassen Sie sich darauf, daß ich mich streng an die Wahrheit halte,“ gab der Jesuit zur Antwort, „und ich will Ihnen noch mehr sagen, noch Wunderbareres erzählen. — Wie bei der Mehrzahl russischer Sekten, insbesondere bei den DUCHOBORZEN, Steuerverweigerern, Geißlern und Purifikanten, gilt auch bei den Himmels Spendern das Weib als das reinere, bessere und höhere Wesen

und spielt demgemäß die Hauptrolle. Es giebt drei weibliche Typen innerhalb dieser Sekte, die Büsserin, welche den Himmel durch Entfagung und freiwillige Selbstqual zu versöhnen sucht; die Seelenfängerin, welche die Opfer in das Netz lockt, und die Opfrerin, welche sich dem blutigen Kultus weihet und die dem Tode Geweihten im Namen Gottes hinschlachtet. Unter diesen drei Typen ist die Seelenfängerin der interessanteste und gefährlichste, denn sie lebt mitten unter uns, ohne daß man von ihrer Mission eine Ahnung hat, da sie ihren finsternen Fanatismus unter der Maske einer feinen Weltdame zu verbergen versucht.“

Unwillkürlich sah Anitta, von einem unheimlichen Instinkt getrieben, bei diesen Worten Dragomira an. Diese, welche bisher ruhig, ohne ein Zeichen von Theilnahme dageessen hatte, erhob jetzt langsam die großen blauen Augen und heftete auf Pater Glinzki einen Blick, der Anitta erschauern machte. Es war der kalte, blutgierige Blick eines Tigers.

Niemand hatte ihn bemerkt, und auch vor Anitta hatte sich nur gleichsam für einen Augenblick der Schleier gelüftet, welcher Dragomira geheimnißvoll verhüllte, dann zeigte sie wieder

dasſelbe gleichgültige, unbewegte Antliß, in dem man vergebens zu leſen ſuchte, aber Anitta konnte dieſen einen Blick nicht mehr vergeſſen, und ohne daß ſie im Stande war, ſich von ihrer Empfindung Rechenschaft zu geben, dachte ſie an Jeſim mit tiefer Herzensangſt und ahnungsvollem Bangen.

23. Wohin?

„O Weib, wie soll ich Dich verstehen?“
Pan Thadäus.

„Endlich,“ rief Jesim aus, als er Abends bei Dragomira eintrat und sie wieder einmal zu Hause traf. Er warf nur seine Mütze auf den Tisch und kniete dann, wie er war, im Mantel, mit dem Degen an der Seite, vor ihr nieder, um ihre schönen, kalten Hände mit heißen Küssen zu bedecken. „Ach! wie lange habe ich Dich nicht gesehen, kannst Du es verantworten, mich so zu quälen, wo warst Du? was für neue Freunde hast Du gefunden, die Dir theurer sind als ich?“

Dragomira lächelte. „Ich glaube, wir haben uns einen Tag nicht gesehen.“

„Drei Tage, Dragomira.“

„Du übertreibst.“

„Drei Tage, mir waren es drei Jahre, eine Ewigkeit.“

„Ich hatte eine Kranke, die ich pflegen mußte,“ erwiderte sie, „und außerdem mußte ich den Besuch erwidern, den mir Frau Dginska mit ihrer Tochter gemacht hatte.“

„Du kennst sie also, Du kommst zu ihnen,“ rief Zesim, „was hat das zu bedeuten? was haben sie mit Dir vor?“

„Nichts, mein Freund, und ich bin auch nicht die Person, mit der man irgend etwas anfangen kann. Zweifelst Du an meiner Selbständigkeit, an der Festigkeit meines Willens?“

„Nicht im Mindesten,“ erwiderte Zesim, „aber ich fühle mich beunruhigt, ich weiß selbst nicht warum. Dort hast Du gewiß auch Soltyß getroffen?“

„Allerdings.“

„Und welchen Eindruck hat er Dir gemacht?“

„Mir nicht den mindesten,“ sagte Dragomira, „aber steh' doch auf, die Tante kann kommen oder sonst Jemand, und man darf Dich nicht so sehen.“

Zesim stand auf, warf den Mantel weg, schnallte den Degen ab und setzte sich dann Dragomira gegenüber. „Wie schön Du bist!“ murmelte er. In der That lag ein eigenartiger Duft, ein unbeschreiblicher Reiz über Dragomira's ganzer Er-

scheinung, wie über einer Frühlingslandschaft, in der Alles webt und knospt, ausgebreitet, und es war auch Frühling in ihr, sie liebte zum ersten Male, sie fühlte, was ihr bis jetzt fremd gewesen, jenes räthselhafte Bangen, jenes unbestimmte Sehnen, das uns so schmerzlich glücklich macht und uns so süße Qualen bereitet. In dem weiten Gemach war überdies ein schwerer, narkotischer Wohlgeruch und eine unbestimmte sanfte Beleuchtung, welche diesen Eindruck noch erhöhten. Das grüne Licht der Lampe, die auf dem Tische stand, mischte sich mit dem rothen Widerschein des Kaminfeuers und lag wie holder Zauber auf den üppigen Kissen des Divans, auf Vorhängen und Teppichen, denen allerhand Wunderblumen zu entspringen schienen. Dragomira trug ein weißes Kleid mit langer Schleppe, das um die Taille mit einem mattblauen Band gegürtet war, und eine Schleife von derselben Farbe hielt ihr halboffenes, goldblondes Haar auf der Schulter zusammen.

Auf ihrer Fußspitze leuchtete ein Halbmond, den irgend eine Sklavin des Harems auf den blauen Samt des türkischen Pantoffels gestickt hatte.

„Liebst Du mich noch?“ fragte Zesim, nachdem er sie lange Zeit stumm bewundert hatte.

„Ja,“ gab sie mit einem Ton zur Antwort, der aus tiefster Seele kam und jeden Zweifel ausschloß, „ich liebe Dich, nur Dich, Du bist der erste Mann, den ich liebe, und Du wirst auch der letzte sein.“

„Ich danke Dir,“ murmelte Zesim und küßte ihre Hände, „ich darf also hoffen, daß Du einst mir gehören, daß Du mir Deine Hand schenken wirst?“

„Ja — einst — aber nicht so bald,“ erwiderte sie.

„Was hast Du noch für Bedenken?“

„Wir lieben uns, das ist ein Glück, aber auch eine Gefahr,“ sagte Dragomira, „zu einer Ehe gehört noch mehr als Liebe, man muß sicher sein, daß man übereinstimmt, daß man zusammen zu leben vermag.“

„Du hast Recht.“

„Wir dürfen uns nicht von unseren Empfindungen, unseren Wünschen mit geschlossenen Augen treiben lassen,“ fuhr sie fort, „ohne zu fragen: Wohin wir endlich gelangen?“

„Wohin? ja, diese Frage stellt uns das Leben immer wieder, ohne sie jemals zu beantworten,“ sprach Zesim, „das ganze Dasein zieht sich schließlich in dieser einen qualvollen Frage zusammen: Wo-

hin? Und die Antwort, die uns endlich wird, wenn wir die Augen geschlossen haben und die erlösende Stimme nicht mehr vernehmen können, ist — das Grab. Wollen wir so lange warten, Dragomira?“

„Nein, nein, gewiß nicht.“ Sie war erschrocken und erschauerte noch einmal, als Jesim den Arm um sie legte und sie an sich zog. „Berühre mich nicht,“ flüsterte sie scheu, „ich bitte Dich.“

Er ließ sie los und betrachtete sie mit einem fast kindlichen Erstaunen, er suchte in ihren Augen zu lesen, doch vergebens, ein dunkler Vorhang schien vor ihre Seele gezogen, er verstand sie nicht, er quälte sich sie zu verstehen und kam doch keinen Schritt vorwärts.

„Ich habe für morgen etwas vor,“ begann sie nach einer Pause, „willst Du mich begleiten?“

„Gewiß, und wohin?“

„Nach Myschkow, zu Pferde.“

„Bei diesem Frost?“

„Warum nicht?“

„Wie Du willst.“

Cirilla kam jetzt und bereitete den Thee. Man sprach über gleichgültige Dinge, über das Theater, über Politik, die Menagerie und die weiblichen

Studenten an der Universität. Als Jesim sich verabschiedete und Dragomira ihn bis an die Treppe begleitete, richteten sich unbemerkt aus dem Dunkel zwei Augen auf ihn, lauernd und leuchtend wie die eines Wolfes. Als er fort war trat aus dem tiefen Schatten die Jüdin hervor und folgte Dragomira in das Zimmer.

„Hast Du ihn gesehen?“ fragte die Letztere.

Bassi nickte.

„Wirst Du ihn wiedererkennen?“

„Das meine ich, einen Mann wie diesen vergißt man nicht so leicht.“

„Höre also, was ich Dir sage,“ fuhr Dragomira fort, „ich will von jedem Schritt dieses Mannes unterrichtet sein, von jedem, verstehst Du? Du wirst ihn beobachten und ihn durch Deine Leute überwachen lassen.“

„Wie Sie befehlen.“

„Sonst nichts Neues?“

„Doch, wenn Sie Apostol morgen in Mtschkow treffen, so sagen Sie ihm, daß der Polizeikommissar Bedroßew in der Schenke war und mich in's Verhör genommen hat.“

„Worüber?“

„Ob Pikturmo bei mir verkehrte und ob nicht eine fremde Dame ihn bei mir getroffen habe.“

„Und was hast Du gesagt?“

„Daß ich Pikturmo sehr wohl gekannt habe und er bis über die Ohren in mich verliebt gewesen sei. Damen kämen aber überhaupt nicht zu mir.“

„Gut, aber es heißt in Zukunft noch vorsichtiger sein.“

„Ich werde nichts versäumen,“ erwiderte Bassi, „mein Kopf ist dabei ebenso auf dem Spiele wie der Ihre. Gute Nacht.“

„Gute Nacht.“

Am nächsten Vormittag, zur bestimmten Stunde, hielt Zesim mit seinem Diener zu Pferde vor Dragomira's Haus. Ein Fenster klang, ein schönes Mädchenantlitz lächelte hinab und verschwand ebenso rasch wieder. Nicht lange darauf trat Dragomira im Reitkleid von blauem Tuch, über das sie eine kurze, mit schwarzem Pelz besetzte Jacke von gleichem Stoffe gezogen hatte, heraus. Sie trug eine runde Pelzmütze, von der ein Schleier herabfiel, Stulphandschuhe und eine Reitgerte. Rosig und heiter blickte sie Zesim entgegen und bot ihm die Hand.

„Welch' schöner Tag!“

„Aber kalt.“

„Beim Reiten wird uns warm werden.“

Barichar führte Dragomira's Pferd vor. Zesim stieg ab, um ihr in den Sattel zu helfen. Sie trat leicht in seine Hand und schwang sich mit einer königlichen Bewegung auf den Rücken ihres stolzen, feurigen Thieres. Zesim folgte ihrem Beispiel. Dann ging es im Schritt durch die belebten Straßen der Stadt. Die Liebenden wechselten nur wenige Worte. Dragomira blickte neugierig um sich, Alles schien sie zu freuen, die glänzenden Kaufläden, die gepuzten Menschen, die betrunkenen Bauern und die Juden, welche in ihren schwarzen Raftanen beim Handeln gleich Krähen im Schnee auf und ab hüpften.

Als sie endlich in das Freie kamen, hob Dragomira stolz den Kopf und deutete mit einer Art wilder Freude auf die weite Schneefläche, die mit einem Male vor ihnen lag im blendenden Geflimmer von Millionen kleiner Sterne. Dann begannen sie zu traben, und es ging jetzt wie im Fluge durch Dörfer und Haine, vorbei an dem endlosen düstern Walde und dem Flusse, der sich, einer riesigen, diamantenen Schlange gleich, zwischen verkrüppelten Weiden, einzelnen Heldengräbern und einsamen Mühlen dahinwand.

In der Ferne ballte sich grauer Nebel zusammen und flatterten weiße Schleier, welche die

Sonne mit funkelnder Goldstickerei überzogen hatte. Krähen zogen in Schaaren lautlos durch die Luft oder saßen auf den entlaubten Bäumen am Wege, auf Raub lauernd.

Hinter Wolken glühte eine rothe Scheibe, wie der Vollmond, wenn er sich erst über den Rand des Horizontes erhoben hat.

Einmal begegnete ihnen ein Fuhrwerk, in dem eine Bäuerin saß. Es war ein elender Schlitten, mit drei mageren Pferden bespannt, von einem halberwachsenen Knaben gelenkt, aber die Bäuerin lag in demselben auf Stroh gebettet mit ihrem sonnenbraunen Kömerkopf und ihrem farbig ausgefärbten Schafspelz wie eine Herrscherin da.

„Es ist merkwürdig, welche Hoheit im russischen Weibe ist,“ sprach Jesim.

„Ich meine vielmehr eine große Kraft,“ entgegnete Dragomira, „die Russin scheint auf den ersten Blick eine Odaliske und ist im Grunde immer noch die skythische Amazone, die keine Furcht kennt, keine Erschöpfung, und wo es nöthig ist, auch kein Erbarmen.“

Als sie in Myschkow ankamen, ließen sie die Pferde wieder im Schritte gehen.

„Ich bleibe hier bis zum Abend,“ sprach Dra-

gomira, „willst Du so lange in der Schenke warten, bis ich Deiner wieder bedarf?“

„Wie Du befehlst.“

Sie näherten sich dem ehemaligen Edelhof. Plötzlich hielt Dragomira ihr Pferd an. „Rehre jetzt um,“ murmelte sie, „laß mich allein.“

Zesim sah in dem Hofe einen Mann in einem langen, dunkeln Pelz stehen, der einem Rabbi gleich. Er kannte diesen Mann, es war derselbe, der ihm schon einmal in Dragomira's Garten einen so absonderlichen, fast unheimlichen Eindruck gemacht hatte.

„Wer ist dieser Mann, der Dich erwartet?“ fragte er.

„Ein Priester,“ gab Dragomira zur Antwort, „frage mich nicht weiter, erwarte mich in der Schenke. Leb' wohl.“

Während Zesim der Schenke zuritt, stieg Dragomira vor dem Thore des ehemaligen Edelhofes ab. Ein alter Mann in Bauerkleidern erwartete sie und nahm ihr Pferd in Empfang. Sie trat in den Hof und näherte sich Apostol.

„Du hast befohlen,“ sprach sie, „hier bin ich.“

„Ich habe Dich gerufen, damit Du mir Bericht erstattest,“ gab der Priester zur Antwort,

„wir wollen in das Haus treten, komm.“ Er ging voran, und sie folgte in stummer Demuth.

Es war ein geräumiges, wohnliches Zimmer, in dem sich die Beiden jetzt befanden. Die Möbel standen noch alle da wie zur Zeit der früheren Besitzerin. Eine Lampe mit rothem Schirme, die auf einem Tische zwischen den beiden Fenstern stand, erleuchtete nur die nächsten Gegenstände voll und kräftig, in dem übrigen Raume herrschte ein geisterhaftes Halbdunkel.

Apostol hatte sich in einem Lehnstuhl niedergelassen, der in der Nähe des großen holländischen Kamins stand, sein schönes, leicht gefärbtes Gesicht hob sich von der düstern Tapete und dem dunkeln Pelzwerk, das sich weich um seine würdevolle Gestalt legte, fast leuchtend ab. Seine Füße ruhten auf einem Bärenfell. An seiner Hand glänzte ein Ring, an dem ein rother Stein wie ein Blutstropfen hing.

Dragomira stand vor ihm und erstattete Bericht. Er hörte gelassen und aufmerksam zu, und als sie zu Ende war, nickte er zufrieden.

„Ich habe einen schnelleren Erfolg nicht erwartet,“ sprach er, „wir müssen auch gerade jetzt sehr auf unserer Hut sein. Hast Du noch ein Anliegen an mich?“

„Du erräthst es,“ erwiderte Dragomira, „was könnte Deinem Blick entgehen, Du siehst in jede Menschenseele bis auf den Grund.“

„Du willst mir beichten?“

Dragomira erwiderte kein Wort, sondern sank in die Kniee und begann leise zu weinen.

24. Die Beichte.

„Der Schönheit ward so hohe Macht verlieh'n,
Von ihr gefesselt, giebt der Mann die Erde hin.“
Spenser.

„Sprich, was hast Du auf dem Herzen?“
begann der Priester milde, indem er die Hand
auf Dragomira's Haupt legte.

„Ich bin eine große Sünderin.“

„Vielleicht irrst Du, mir vermögen nichts
gegen den Willen Gottes, was bedrängt Dich,
was quält Dich, Mädchen? sprich es aus.“

„Ich liebe.“

Das Geständniß kam nur wie ein Hauch über
Dragomira's Lippen, sie lag da, das schöne
Haupt gesenkt, die Hände im Schooße gefaltet,
eine Verbrecherin, welche ihr Todesurtheil er-
wartet.

„Ich wußte es,“ antwortete Apostol sanft,
„zu einer Zeit, wo Du selbst noch keine Ahnung
hattest.“

„Meine Schuld ist groß,“ murmelte Dragomira, „ich bin mir dessen vollkommen bewußt, richte, strafe mich, ich verdiene es, und ich will büßen, mit meinem Leben, wenn Du es befehlst.“

„Wie soll ich richten, wo mir kein Richteramt zusteht?“ erwiderte Apostol, „wie kann ich strafen, wo keine böse That geschehen? Gottes Wille geschieht immer und überall, und wir müssen uns demselben beugen. Es wäre Vermessenheit, seine Absichten erkennen zu wollen. Du hast diese Liebe nicht gesucht wie eine Freude, eine Lust, sie ist über Dich gekommen gegen Deinen Willen, wie ein Verhängniß. Du hast gegen sie gekämpft, und sie bereitet Dir nun Schmerz und Herzensangst. Kann eine solche Liebe strafbar sein? Gott hat sie Dir gegeben, wir sind unfähig zu erkennen, welche Wege er in seiner Weisheit gehen will. Unsere Sache ist es, uns seinen Rathschlägen zu beugen. Du hast nicht gesündigt, Dragomira, ich spreche Dich frei.“

„Ich darf ihn also lieben?“ fragte Dragomira.

„Ja.“

„Er ist aber damit nicht zufrieden,“ fuhr sie fort, „er will, daß ich ihm meine Hand reiche, er bestürmt und quält mich, bis jetzt habe ich ihn

unter allerhand Vorwänden hingehalten. Was soll ich thun, wenn er endlich Entscheidung verlangt?“

„Es giebt kein Gesetz unseres heiligen Glaubens, das Dir verbieten würde seine Frau zu werden.“

„Nicht so, antworte mir,“ flehte Dragomira, „entscheide, soll ich seinen Bitten nachgeben oder nicht? Ich werde niemals etwas thun, was Du nicht billigst.“

„Thu, wozu Dich Dein Herz treibt, werde sein Weib, aber rette seine Seele und die Deine, wenn es an der Zeit ist.“

„Das will ich.“

„Und erfülle Deine Pflichten wie bisher.“

„Niemals würde ich unserer Lehre untreu werden,“ entgegnete Dragomira, „niemals Deinen Geboten, niemals der Sendung, die mir geworden.“

„Wie willst Du aber Deine Pflichten mit jenen gegen Deinen Gatten in Einklang bringen?“

„Indem ich ehrlich gegen ihn bin.“

„Willst Du ihn zu unserem Glauben bekehren?“

„Ich hoffe, daß es mir gelingen wird.“

„Bis dahin bewahre aber Dein Geheimniß treu und verschwiegen wie bisher.“

„Ich habe es geschworen,“ sprach Dragomira

„und werde meinen Eid halten. Wenn er mich liebt, muß er mir vertrauen, ohne Rückhalt, sich wie ein Blinder von mir leiten lassen; will er mir nicht sein volles Vertrauen schenken, so mag er bei Zeiten scheiden, dann ist es besser, daß unsere Wege sich für immer trennen.“

„So ist es,“ sprach Apostol, „ich sehe, Du bist von dem wahren Geiste beseelt und wirst nicht irre gehen. Gott hat Dich gesegnet und zu einer großen Aufgabe auserwählt. Du wirst dafür die ewigen Freuden des Paradieses erringen und die Gemeinschaft der Heiligen. Steh' auf.“

Dragomira erhob sich. „Ich habe lange nicht am Gottesdienste theilgenommen,“ sagte sie nach einer Pause, „wann darf ich wieder mit den Brüdern und Schwestern beten und Buße thun?“

„Ich habe daran gedacht,“ gab Apostol zur Antwort, „und Dich an einem Tage berufen, wo wir Vergebung für unsere Sünden erflehen und Gott preisen wollen. Mache Dich bereit. Man wird Dich rufen, wenn es an der Zeit ist.“

Dragomira verließ das Zimmer und fand auf dem Flur eine freundliche Alte, welche sie in eine kleine Stube führte und sie aufforderte es sich bequem zu machen. Nach einer Weile erschien sie wieder und brachte ihr Speise und

Trank, sowie das Gewand, in dem sie vor den Altar treten sollte.

Als es vollkommen dunkel geworden war, ertönte Peitschenknall und Schellengeklengel. Dunkle Gestalten eilten durch den Hof, in den Gängen des Hauses ließen sich leise Schritte vernehmen. Endlich kam die Alte wieder, mit der Botschaft, daß Alles bereit sei.

Von ihr geführt, betrat Dragomira einen kleinen Saal, in dem etwa dreißig Männer und Frauen versammelt waren, welche auf den Knien lagen und beteten. Die Mitte der Hauptwand nahm ein schlichter Altar ein, über dem das Bild des Gekreuzigten aufgerichtet war.

Dragomira blieb in der Nähe des Eingangs, in stummer Andacht auf die Dielen hingesunken, bis Apostol, von zwei schönen Knaben begleitet, erschien und die Stufen des Altars erstieg. Hier wendete er sich zu der kleinen Gemeinde und ermahnte sie in strengen, würdevollen Worten, Reue und Leid zu erwecken und Buße zu thun. Alle Anwesenden waren in lange graue Gewänder gekleidet und mit Stricken umgürtet. Nachdem der Priester sich wieder dem Altar zugewendet hatte, begann er einen Bußpsalm zu singen, und Alle stimmten laut in denselben ein. Einige schlugen

dabei die Brust mit Fäusten, Andere mit der Stirne gegen die Diele. Endlich erhob sich ein älterer Mann von kräftigem Gliederbau, warf sich in Kreuzesform vor dem Altar nieder und rief: „Ihr, meine Brüder und Schwestern, und Du, Priester des Herrn, helft mir meine Sünden büßen, rettet meine Seele vor dem Satan, rettet meine Seele vor dem ewigen Verderben!“

Sofort erhoben sich alle Anderen, während Apostol die Stufen des Altars hinabstieg. Die beiden Knaben entblößten die Schultern des Büßers, und nun setzte ihm der Priester den Fuß auf den Nacken und trat ihn dreimal mit den Worten: „Der Herr vergebe mir und Dir und segne Deine Demuth.“ Dann reichte der eine der Knaben Apostol eine Geißel, und er schlug den zu seinen Füßen Ausgestreckten dreimal mit derselben, indem er dreimal sprach: „Nimm diese Geißelhiebe, die Dein Heiland Jesus Christus, der eingeborene Sohn Gottes, für Dich empfangen hat, und möge er, der die Sünden der Welt auf sich genommen hat, auch die Deinen auf sich nehmen.“

Die Anderen folgten der Reihe nach seinem Beispiel.

Als der Büßer sich erhob, warf sich an seiner Statt ein Anderer vor dem Altar auf die Kniee

nieder, ein junger Mensch mit einem bleichen, geisterhaften Gesicht und wirren, wie im Fieber glühenden Augen. „Kränzt mich mit Dornen!“ rief er, „wie einst mein Erlöser bekränzt wurde, schlägt mir in's Antlitz, höhnt mich, laßt mich alle Qualen leiden, die mein Heiland für mich litt.“

Schon lösten ein paar Männer die Stricke, mit denen sie umgürtet waren, um ihm die Hände auf den Rücken zu binden, kaum war dies geschehen, kam eins der Mädchen mit einer Dornenkrone und drückte sie ihm auf das Haupt, und gleich war ein Duzend Hände damit beschäftigt, die Qual zu steigern, bis dem armen Opfer das warme Blut die Stirne herabbrann. Ein Dritter ließ sich an ein Holzkreuz binden und mit einer Lanze in die Seite stechen. Eine ältere Frau ließ sich, ohne einen Laut von sich zu geben, die Male Christi mit einem glühenden Eisen auf Hände und Füße brennen. Nach und nach legte sich die fromme Wuth, und Alle lagen wieder schweigend auf den Knieen und beteten. Apostol trat zum zweiten Mal vor den Altar und sprach mit ausgebreiteten Armen: „Nun, da ein Jeder Reue gezeugt und Buße gethan, freuen wir uns der Gnade Gottes und loben wir Alle den Herrn.“

Mit einer raschen Bewegung warf er den Priesterrock ab und erschien im langen weißen Gewande wie ein Cherubim. Alle erhoben sich jetzt zu gleicher Zeit, ließen das graue Büßerkleid fallen und standen, gleich dem Priester, im weißen Gewande da. Die Mädchen bekränzten sich mit Blumen und vertheilten grüne Reiser, welche als Palmzweige dienen sollten.

Alle zusammen begannen einen Lobgesang anzustimmen. Die Mädchen schlugen die Zimbeln und Tamburins und begannen vor dem Altar eine Art Tanz aufzuführen. —

Die Nacht war angebrochen, als Dragomira zu Pferde vor der Schenke hielt und mit ihrer Reitgerte an das Fenster klopfte; Zesim eilte hinaus und begrüßte sie, während sein Diener die Pferde sattelte.

„Bist Du mit dem Erfolge Deines Besuches zufrieden?“ fragte der junge Offizier.

„Ja, und ich hoffe, auch Du wirst es sein.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Gedulde Dich nur noch kurze Zeit und Du wirst Alles erfahren.“

Nachdem Zesim sich in den Sattel geschwungen, ging es wieder in scharfem Trabe der Stadt zu. Der Diener folgte in einiger Entfernung. Auf

halbem Wege ließ Dragomira ihr Pferd im Schritte gehen, und Zesim folgte ihrem Beispiel.

„Ich habe Dir viel zu sagen,“ begann sie.

„Gutes oder Böses?“

„Das hängt von Dir ab, Zesim.“

„Immer neue Räthsel.“

„Nein, diesmal will ich offen mit Dir sprechen, wie noch nie. Liebst Du mich, Zesim?“

„Du fragst noch?“

„Und willst Du mich zum Weibe?“

„Ja.“

„Dann nimm mich hin, ich bin Dein.“

„Mein, Dragomira, ist das Dein Ernst?“ rief er aus, „welches Glück! ich kann es kaum fassen.“

„Ich will Dir zum Altar folgen, jedoch unter Bedingungen, die Du annehmen oder verwerfen kannst, wie es Dir beliebt.“

„Ich nehme jede Bedingung an.“

„Höre erst. Entfinnst Du Dich, wie in alten Märchen und Liedern oft ein Geist erscheint, von dem man nicht gleich weiß, ob es ein Dämon ist oder ein Engel, und gegen gewisse Dienste Schutz und Hülfe verheißt? Wenn ich ein Wesen dieser Art wäre, würdest Du Dich meiner Führung anvertrauen?“

„Ja, denn Du bist mein guter Engel.“

„Ich liebe Dich, Zesim,“ fuhr Dragomira fort, „deshalb will ich Dich nicht nur auf Erden glücklich machen, so sehr ich nur kann, sondern auch Deine Seele retten und Dir den Himmel erringen helfen.“

„Du gehörst also doch einer Sekte an, wie ich schon einmal geahnt?“

„Wenn Du mich zum Weibe haben willst,“ erwiderte Dragomira, ohne seinen Einwurf zu beachten, „mußt Du den Weg gehen, den ich Dir weisen werde. Er wird Dich zum Glücke führen, und wenn die Stunde schlägt, zur Erlösung, zur ewigen Seligkeit.“

„Ich will Alles, Dragomira, was Du willst.“

Sie sah ihn an mit einem geheimnißvollen Blick voll Liebe und Erbarmen, und schwieg.

„Du hast noch etwas auf dem Herzen,“ begann Zesim nach einiger Zeit.

„Ja. Wirst Du mich nicht mit kleinlichen Bedenken quälen?“

„Niemals, ich schwöre es Dir.“

„Wirst Du“ — Dragomira lächelte — „wirst Du auch nicht eifersüchtig werden?“

„Eifersüchtig? auf wen?“

„Auf den Grafen Soltyk zum Beispiel.“

„Wieder ein Räthsel, schöne Sphing.“

„Frage mich nicht,“ erwiderte Dragomira mit stiller Majestät, „ich verlange weder Deine Liebe, noch Dein Vertrauen, ich bin fähig, Allem zu entsagen, mißtraust Du mir nur im Mindesten, dann geh', noch ist es Zeit, ich halte Dich nicht. Liebst Du mich aber, und willst Du mich erringen und besitzen, dann mußt Du mir blind vertrauen. Du hast jetzt noch die Wahl, dann nicht, dann werde ich fordern, was jetzt noch Dein freier Wille ist. Bedenke Alles wohl, und dann erst entscheide Dich.“

„Ich habe mich entschieden,“ erwiderte Zesim, „nichts in der Welt soll uns trennen.“

Sie gab ihm diesmal keine Antwort, und so ritten sie schweigend weiter unter dem feierlichen Sternenhimmel.

25. Die Venus aus Eis.

„Diesen Mann will ich bestiegen,
Wenn ich je Verstand besaß.“
Moreto.

Graf Soltyk hatte die vornehme Gesellschaft Kiwss in seinen Palast zu einem Maskenfeste geladen. Alle jungen Herzen klopften freudig, doch auch die älteren Herren und Damen sahen dem Abend mit Spannung entgegen, denn man wußte, daß von Soltyk nicht Glanz und Opulenz allein zu erwarten war, sondern ein originelles, ja bizarres Arrangement und eine Reihe reizvoller Ueberraschungen.

Als gegen 8 Uhr Abends die ersten Wagen heranrollten und Graf Soltyk, in tadelloser Pariser Salontoilette, die letzten Befehle ertheilt hatte, schienen sich alle Zonen und alle Jahreszeiten vereint zu haben, um die weiten, herrlichen Räume

feines Palastes in eine Art Märchenwelt zu verwandeln.

Der Graf stand an der breiten Marmortreppe, empfing seine Gäste und überließ es einem seiner Verwandten, Herrn von Tarajewitsch, dem Vater Glinzki und dem Haushofmeister, dieselben weiter zu geleiten. Die Eintretenden waren im vollsten Sinne des Wortes geblendet, und die Ausrufe der Bewunderung, des Entzückens steigerten sich bei jedem neuen Schritte.

Erst als unten am Eingang einer der Kosaken das verabredete Zeichen mit einem silbernen Pfeifchen gab, eilte Soltys die Stufen hinab, um die Familie Dginski am Fuße der Treppe zu empfangen und selbst in seine Wunderwelt einzuführen. Mit den Dginskis war auch Dragomira gekommen, der Graf dankte ihr mit einigen verbindlichen Worten und reichte dann Frau Dginska den Arm. Herr Dginski führte Dragomira, Anitta folgte mit Sessawin.

Die Treppe war mit herrlichen Gewächsen und Blumen geschmückt, und man schritt auf weichen persischen Teppichen und über Blumen, welche Feenhände gestreut zu haben schienen, in einer von Licht und Duft erfüllten, angenehm erwärmten Luft die Stufen empor.

Frau Dginska, in schwarzem Samt gekleidet und mit ihrem kostbaren Familienschmuck beladen, war in einen langen Zobelpelz gehüllt. Anitta hatte eine herrliche Pariser Toilette, eine Robe aus Gold-Krepp, gleichsam überschauert mit Goldfädchen, mit einer Schleppe von goldigem Samt, die mit strohgelbem Atlas gefüttert und rückwärts mit Goldnadeln aufgenommen und durch eine Schärpe von goldfarbigem Moirée mit Goldfransen befestigt war. Eine Wolke kleiner Kolibris mit diamantenen Halsgefieder schien auf der Schleppe umherzuflattern. Im dunkeln Haar trug sie dieselben kleinen Vögel und eine blinkende Diamantennadel. Ein Ueberwurf aus rubinrothem Plüsch, mit Blaufuchs gefüttert und mit Kolibrifedern, welche gleich kostbaren Edelsteinen funkelten, verbrämt, vollendete das bezaubernde Ensemble.

Dragomira trug eine Robe von Rosa-Krepp mit Rosa-Marabufedern in kleinen Flocken besät. Die Schleppe war von Rosa-Samt, mit gleichfarbigem Atlas gefüttert und ganz mit großen Rosen-Bouquets bedeckt. Den Hals schmückte ein Kollier von sieben Schnüren prachtvoller Perlen. Die wahrhaft fürstliche Umhüllung der junonischen Gestalt bildete ein Mantel aus Rosa-Atlas, mit Hermelin gefüttert und verschwenderisch ausgeschlagen.

Nachdem die Damen ihre Hüllen abgeworfen hatten, führte sie Graf Solthf durch das mit Gemälden und Bildwerken geschmückte Vestibule in den großen Saal, welcher in eine Art Frühlingsmärchen verwandelt war. Die Wände desselben waren mit frischem Grün und Blumen tapeziert, die Säulen in blühende Bäume verwandelt. Zwischen künstlichen Hecken plätscherten kleine Springbrunnen, in deren Bassins Gold- und Silberfische munter spielten, und hinter den Blumenwänden tönten unablässig das Gezwitscher und der Gesang eines Heeres kleiner Sängers. Ein unsichtbares Orchester spielte eine Polonaise von Chopin, bei deren süßen, schwermüthigen Klängen die eleganten Damen und Herren und die prächtigen Masken plaudernd und intriguirend auf dem Parkett promenierten.

Der große, dusterfüllte Ballsaal war von fünf kleineren Salons umgeben, welche in einem sinnreichen Arrangement die fünf Welttheile darstellten und jenen, welche das Getriebe verlassen und sich absondern wollten, eine ganze Reihe allerliebster Verstecke boten. Man gelangte hierauf, durch den mit Frucht- und Thierstücken, Geweihen, Thierköpfen, Waffen und Jagdgeräthen geschmückten Speisesaal, in dem ein riesiges Büffet

die Erfrischungen und Leckerbissen aller Länder der Erde bot, wieder in den Borsaal, wo ein paar Diener des Grafen mit den Mänteln harrten. Nachdem Soltys die Damen sorgsam in das weiche warme Pelzwerk gehüllt hatte, traten sie auf die Terrasse hinaus. Zu ihren Füßen lag jetzt der weite Garten, wo sich im reizenden Gegensatz zu dem großen Tanzsaal ein neues Märchen, ein Wintermärchen, vor ihnen entfaltete. Zu beiden Seiten der Terrasse hielten zwei ausgestopfte, aufrechtstehende Eisbären mit Fackeln in den mächtigen Tazen Wacht. Nachdem der Graf mit seinen Gästen die mit Bärenfellen belegten Stufen hinabgestiegen war, gelangten sie in eine breite Allee aus grünen Bäumen, welche in ebensoviele Christbäume verwandelt waren, auf allen Zweigen sah man kleine Kerzen aus Porzellan, aus denen Gasflämmchen emporzüngelten. Man ging wie in einem Feenhain auf weichen Rennthierfellen, welche allenthalben die frostige Erde bedeckten, und durch ein Meer von Licht. Die Luft war mit Harzgeruch und einem rosigen Nebel erfüllt.

Am Ende der Allee breitete sich ein ansehnlicher Teich aus, dessen Ufer gleichfalls mit Fellen belegt waren, und auf dessen schimmernder Eis-

deckte sich ein kleiner Tempel erhob, der aus Eisquadern erbaut war, wie der berühmte Eispalast, den man zur Zeit der Czarin Anna auf der Newa errichtet hatte. In diesem Tempel stand auf hohem Altar, mit Blumen bekränzt, eine Liebesgöttin aus Eis. Rings um diesen Tempel war das fröhliche Treiben der Schlittschuhläufer und der Schlitten, von denen einer mit Rennthieren bespannt war und ein anderer mit großen Hunden. Den ersteren lenkte ein Eskimo, den letzteren ein Kamtschadale. Ein Musikchor aus Eisbären begleitete das Maskenspiel auf dem Eise von einer hölzernen, mit Tannenreisig umkleideten Tribüne herab mit seinen anmuthigen Weisen, während ein Kranz von Delphinen aus Eis, welcher das Ufer umsäumte und unablässig brennende Naphtha spie, das Ganze zauberhaft erleuchtete und den kleinen Tempel von Zeit zu Zeit wie einen Bau aus blitzenden Diamanten aufleuchten ließ.

Indeß hier Musik und fröhliche Menschenstimmen ein anmuthiges Chaos bildeten, luden im nahen Dickicht angenehm erwärmte, kleine Kamtschadalenhütten aus Fellen liebende Paare zum stillen, glücklichen Stelldichein ein.

Im Gewoge der scherzenden Masken wurde der Graf von den Oginskis getrennt und entdeckte

plötzlich Dragomira, welche gleichfalls allein an dem Ufer des Teiches stand und ihre Blicke wie suchend über die Menge hinwegschweifen ließ.

„Sie haben Ihren Begleiter verloren,“ begann Solthf, indem er sich ihr näherte, „darf ich Ihnen dafür meine Dienste anbieten?“

Dragomira nahm ohne Weiteres den Arm des Grafen, welcher lächelnd auf den Tempel deutete. „Ihr Ebenbild,“ sagte er leise.

„Inwiefern?“

„Auch Sie sind eine Venus aus Eis.“

„Ach, lieber Graf, wissen Sie nicht, wie schnell das Eis schmilzt, wenn der Frühling kommt?“

„Gewiß,“ erwiderte Solthf, „aber dieser Frühling, dessen warmer Athem Sie besiegt, wo ist er?“

„Ich kenne ihn nur vom Hörensagen, den großen Zauberer, dem jedes Herz gehorchen muß,“ sprach Dragomira mit einem feinen Lächeln.

„Ist es nicht vielmehr eine Zauberin?“

„Auch das, wenn es Ihnen besser gefällt.“

„Die Liebe.“

„Ja.“

„Aber Sie sind nicht fähig zu lieben.“

„Fast glaube ich es selbst.“

„Sie haben kein Herz.“

„Doch — aber ein Herz aus Eis.“

„O! könnte ich es erwärmen,“ flüsterte Soltys mit einem Blick, der Flammen zu sprühen schien.

„Sie?“ Dragomira sah ihn fest an, „Sie spielen ja nur mit den Frauen, und ich bin kein Spielzeug.“

Der Graf biß sich auf die Lippe, zugleich näherte sich Anitta, und das Gespräch hatte ein Ende. Dragomira nahm Anitta's Arm, und Beide kehrten in den Borsaal zurück, um ihre Pelze abzuwerfen und sich dann im Gewühl der Tanzenden zu verlieren.

„Er ist mein,“ dachte Dragomira, „sobald ich nur will, es scheint keine große Kunst, ihn zu erobern, aber hier gilt es mehr, und deshalb müssen List und Vorsicht mit der Koketterie Hand in Hand gehen. Widerstand scheint ihn mehr zu reizen und zu berauschen als alles Andere. Armer Graf, ich habe es so leicht ihm gegenüber, da ich nichts für ihn empfinde.“

Mitten in ihrem Selbstgespräch entdeckte sie Zesim, der, an eine Säule gelehnt, dastand. Sofort kam ihr ein lustiger Gedanke, und sie benutzte den Moment, wo ein Tänzer Anitta entführte, um, einer Schlange gleich, rasch und leise aus dem Saale zu gleiten.

Im Korridor befanden sich neben den Garderoben auch noch ein paar kleine Kabinette, für jene eingerichtet, welche sich während des Festes maskieren wollten. Dragomira winkte Barichar, welcher unter anderen Dienern hier stand und einen großen Korb bewachte; in dem Augenblicke jedoch, als sie in eins der Kabinette treten wollte, umfingen sie zwei weiche Arme fast zärtlich, und Henryka's blaue Augen lachten sie schalkhaft an.

„Endlich hab' ich Sie,“ rief das lebenswürdige Mädchen, „und jetzt entkommen Sie mir nicht.“

„Doch,“ erwiderte Dragomira lächelnd, „denn ich habe eine kleine Intrigue vor, und Sie werden mir gewiß nicht die unschuldige Freude verderben wollen.“

„Sie maskieren sich?“

„Ja.“

„O! ich verrathe Sie nicht,“ fuhr Henryka fort, „erlauben Sie mir, Sie zu begleiten und Ihnen zu helfen.“

Beide traten hierauf in das Kabinet. Nachdem Barichar seinen Korb in eine Ecke gestellt und sich entfernt hatte, sperrte Henryka die Thür. Dragomira hatte sich auf dem Stuhl vor dem Toilettentisch niedergelassen und begann ihren Schmuck abzulegen, während Henryka unter

kindlichen Ausrufen der Bewunderung den Korb auspackte. Als sie fertig war, näherte sie sich Dragomira und stand vor ihr, sie mit einem seltsamen Interesse betrachtend.

„Ich weiß nicht, was die Leute haben,“ sagte sie, „alle finden Sie so räthselhaft, und Anitta meint sogar, Sie hätten etwas Unheimliches an sich. Ich dagegen fühle eine große Sympathie für Sie.“

„Geben Sie Acht,“ erwiderte Dragomira, „am Ende verbirgt diese Schleppe doch einen Schlangenableib oder Fischschwanz.“

„Sie sind auch kein gewöhnliches Wesen,“ fuhr Henryka fort, „auch ich fühle eine geheimnißvolle Macht, die Sie umgiebt, aber gerade diese steigert noch die magische Anziehung, die Sie auf mich üben. Machen Sie mich zu Ihrer Bundesgenossin, ich werde Sie wie eine Schwester lieben und eine gelehrige Schülerin sein.“

„Wirklich?“ Dragomira wendete langsam den Kopf zu ihr und sah sie forschend an.

„Führen Sie mich, ich werde Ihnen folgen, blind, ohne Furcht und ohne Bedenken,“ erwiderte Henryka.

„Wir werden sehen.“

„Und jetzt erlauben Sie, daß ich Ihnen helfe.“

„Warum nicht,“ gab Dragomira ruhig zur Antwort, „der erste Schritt auf dem Wege zum ewigen Licht, den Sie in frommer Ahnung vor sich sehen, ist die Demuth, dienen Sie mir also.“

Henryka kniete vor Dragomira nieder und küßte ihr die Hände, dann zog sie ihr die Schuhe aus und die goldgestickten, türkischen Pantoffel an, die sie aus dem Korb genommen hatte, und Dragomira ließ es mit dem majestätischen Gleichmuth einer Herrscherin geschehen.

26. Maskenspiel.

„Man kann in einem Stücke wahnsinnig
und in allen übrigen klug sein.“

Wieland.

Nicht lange darauf trat eine mit echt orientalischer Pracht gekleidete Sultanin in den Saal.

Die hohe, schlanke Gestalt ging in rothsamtnen, goldgestickten Pantoffeln einher, über die weiten Beinkleider und den kurzen Rock von gelbem Atlas fiel ein langer Kaftan von silbergestickter, hellblauer Seide, der mit Hermelin besetzt war, und oben das offene, rothsamtne Jäckchen und die mit Silbergaze, Korallen, Perlen und Dukaten bedeckte Brust sehen ließ. Das stolze Haupt krönte ein kleiner Turban mit einem Reihel aus Edelsteinen. Statt der Maske trug die Schöne einen dichten Haremschleier, aus dem nur die großen, blauen, kalten Augen gebieterisch hervorblickten.

Eine Schaar von Herren folgte der Spur der neuen, herrlichen Erscheinung, und mancher fand sogar den Muth, ihr eine Huldigung zuzuflüstern, doch sie schien blind und taub gegen alle Versuche, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, und ließ ihre klugen Augen so lange durch den Saal schweifen, bis sie denjenigen entdeckt hatte, den sie suchte.

Er war eben an das Büffet getreten, ohne jede Absicht, wie ein Automat, den ein Uhrwerk willenlos hin und hertreibt. Die Diener boten ihm verschiedene Erfrischungen an, doch er schüttelte den Kopf und war im Begriff, sich wieder zu entfernen, als die Sultanin herantrat und ihm die kleine Hand auf die Schulter legte.

„Ich grüße Dich, Zesim Zadewski,“ begann sie, „weshalb läßt Du denn heute so den Kopf hängen?“

„Ich habe wenig Ursache fröhlich zu sein.“

„Es giebt Mittel genug, die Sorgen zu verscheuchen,“ erwiderte sie, „hier ist gleich eines der besten.“ Die schöne Sultanin nahm ein Glas Wein vom Büffet, nippte davon und reichte es Zesim.

„Was giebst Du mir, süßes Gift, einen Liebestrank?“

„Damit käme ich wohl zu spät.“

„Auf Dein Wohl.“ Zesim leerte das Glas.

„Nun ein zweites Mittel.“

„Welches?“

„Mache mir den Hof.“

„Dazu habe ich kein Talent.“

„Weil Du liebst?“

„Vielleicht.“

„Hier sind zwei Damen, denen Du Dein Herz geschenkt hast, welcher von Beiden gehört es jetzt?“

„Du fragst wie ein Inquisitor.“

Die Sultanin lachte, ganz leise, aber trotzdem verrieth sie dieses silberne Lachen.

„Jetzt kenne ich Dich.“

Sie lachte wieder.

„Dragomira.“

Eine kleine Hand drückte rasch die seine, und ein warmer, süßer Hauch streifte seine Wange.

„Berrathe mich nicht, man beobachtet uns, dort steht Graf Solthf, ich will ihn anreden und ihm die Hölle heiß machen.“

In der That stand der Graf beim Eingang, und seine dunkeln Augen ruhten mit einer dämonischen Glut auf dem schönen Weibe, das Zesim holde Worte in das Ohr flüsterte. Neid und

Eifersucht kochten in der Brust Soltyk's und machten sein unbändiges Blut wallen. Zu gleicher Zeit richtete sich noch ein anderes Augenpaar auf die Flüsternden, scheu, traurig und angstvoll. Es war Anitta, welche gleichfalls Dragomira erkannt hatte und um den Geliebten zitterte.

Schon hatte die Sultanin Jesim verabschiedet und war eben im Begriffe, den Grafen anzureden, als ihr der Jesuit zuvorkam und den Letzteren rasch mit sich fortzog.

„Was haben Sie?“ fragte Soltyk.

„Ich muß Sie warnen,“ raunte ihm Pater Glinzki in das Ohr, „die Sultanin ist Fräulein Malutin, haben Sie gesehen, wie sie mit diesem jungen Offizier Händedrücke und kosende Worte tauschte?“

„Weiter, weiter!“

„Sie sind im Begriffe, in das Netz einer Kofette zu fallen.“

„Diesmal läßt Sie Ihre Menschenkenntniß im Stich,“ erwiderte der Graf spöttisch, „sie ist im Gegentheil kalt wie Eis.“

„Ich weiß aber, daß Jadewski sie besucht.“

„Auch Sessawin besucht sie.“

„Und sie spielt mit Allen.“

„Um so besser.“

„Sie sind nicht zu retten, wie ich sehe.“

„Wenn der Abgrund der Hölle so schön wäre wie diese Dragomira, lieber Vater, dann würde der Himmel leer bleiben, und Sie selbst würden sich schließlich noch dem Teufel verschreiben.“ Solyk machte sich lachend los und folgte rasch der Sultanin, welche plötzlich im Maskengewühl aufgetaucht war. Er fand sie am Eingang des kleinen Saales, welcher Asien darstellte. Sie schien ihn hier zu erwarten. „Hier ist Dein Reich,“ sprach er, sich vor ihr neigend, „darf Dein Sklave mit Dir eintreten?“ Er schlug den Vorhang zurück und folgte ihr in den mit aller Ueppigkeit des Morgenlandes erfüllten Raum.

Persische Teppiche von seltener Pracht, mit Gold und Silber gestickt, fielen allerorten in schweren Falten herab, sie bildeten Wände und Decke des Gemachs, Fenster und Thüren, heimliche Verstecke und in der Mitte eine Art Zelt, dessen Knäuf aus einem goldenen, edelsteinbesetzten Halbmond bestand. Das Estrich bedeckte der weiße, weiche Flaum eines indischen Gewebes, in dem der Fuß wie in frischgefallenen Schnee versank. Eine einzige rothe Ampel hing wie ein leuchtender Rubin von fabelhafter Größe von der Decke herab. Da und dort lagen Rissen, die

zum Ruhen, zum Träumen und Lieben einluden. Ein seltsamer, narkotischer Duft erfüllte die Luft und schmeichelte den Sinnen.

Dragomira ließ sich auf den Divan nieder, der in der Mitte des märchenhaften Raumes unter dem schimmernden Zelt stand. Sie saß auf einem Pantherfelle, während ihre Füße auf dem majestätischen Kopfe eines Tigers ruhten.

Der Graf stand vor ihr in gährender Leidenschaft.

„Sie haben mich erwartet?“ begann er endlich.

„Ja.“

„Sie wissen, daß ich Ihnen etwas zu sagen habe?“

„Ja.“

„Und Sie sind also bereit, mich anzuhören?“

„Ja.“

„Ich danke Ihnen. Sie geben mir den Muth wieder, der mir zu fehlen begann.“

„Gehört Muth dazu, um mit einem Mädchen zu sprechen?“

„Mit Ihnen, ja, Dragomira.“

„Sie irren.“

„Wie wäre das möglich,“ unterbrach sie Graf Soltyk, „wer könnte jemals Ihre Gestalt gesehen haben und Sie nicht wieder erkennen unter

Tausenden, und wer, der nur einmal in Ihr Auge geblickt hat, könnte es vergessen, müßte es nicht unter jeder Maske entdecken! Sie sind es, Dragomira, in Ihrer ganzen Macht, Kälte und Grausamkeit.“

„Grausam? weil ich Ihnen nicht glaube? Ich bin nicht grausam, nur ein wenig klug.“

„Was haben Sie gegen mich?“

„Nichts.“

„Jetzt sprechen Sie nicht die Wahrheit.“

„Doch, ich kann nicht sagen, daß mir irgend etwas an Ihnen mißfällt.“

„Aber Sie mißtrauen mir?“

Dragomira antwortete mit einem leisen Lachen.

„Und weshalb mißtrauen Sie mir?“

„Wie unschuldig! Haben Sie vergessen, was Sie gethan haben? Don Juan's Sündenregister ist dagegen der Beichtzettel eines Schulknaben.“

Jetzt lachte Soltyk. „Ich kenne meinen Ruf,“ sagte er, „aber ich gebe Ihnen mein Ehrentwort, daß derselbe zu meinen Thaten viel hinzugedichtet hat.“

„Gut, ziehen wir das ab,“ sagte Dragomira, „ich glaube, daß dann noch immer genug übrig bleibt, um Ihre Heiligsprechung unwahrscheinlich zu machen.“

„Ich bin kein Heiliger, ich habe nie nach diesem Ruhm gestrebt.“

„Müssen Sie aber das Gegentheil sein?“

„Was bin ich denn?“

„Ein Bösewicht,“ erwiderte Dragomira, „Sie lieben Anitta und machen mir den Hof.“

„Man will mich mit Fräulein Dginska verheirathen, das ist Alles.“

„Jesuitentaktik, man will zwei mächtige Familien verbinden und Sie selbst zum Werkzeug politischer Pläne machen.“

„Sie können Recht haben,“ murmelte Soltyk, von dieser Bemerkung auf das Höchste überrascht, „aber ich taue nicht zum Werkzeug.“

„Sie lieben also Anitta nicht?“

„Nein.“ Noch immer stand der Graf vor Dragomira, jetzt ließ er sich auf dem Divan neben ihr nieder, so daß er mit dem einen Knie den Boden berührte, und ergriff ihre Hand. „Ich liebe Sie.“

Wieder lachte Dragomira.

„Lachen Sie nur, ich liebe Sie doch, und ich schwöre es Ihnen, sie sind die Erste, die ich liebe, bis jetzt habe ich nur flüchtige Launen gekannt, hie und da einen kurzen Kausch, aber mein Herz war frei und vor Allem mein Kopf. Was ich Ihnen gegenüber empfinde, fühle ich zum ersten

Male. Ich schwärme nicht, ich bin nicht verliebt und am wenigsten trunken von Ihrer Schönheit, ich habe die Empfindung, daß Sie für mich erschaffen sind, daß Ihre Seele geartet ist wie die meine, daß das Leben ohne Sie keinen Werth hat und an Ihrer Seite das Paradies wäre. Wenn das nicht Liebe ist, was ist es denn?“

Dragomira's Augen hingen, während er sprach, mit einer unheimlichen Theilnahme an seinem schönen, männlichen Gesicht. „Armer Graf,“ sagte sie jetzt, indem sie langsam den Ärmel ihres Hermelinkastans zurückschlug, „ich fange in der That an zu glauben, daß Sie mich lieben.“

„Und Sie bedauern mich,“ rief Soltyk erregt, „weil Sie diese Liebe nicht erwidern können.“

„Ich liebe Sie nicht —“

„Weil ein Anderer ihr Herz besitzt!“

„Wie ungeduldig! unterbrechen Sie mich doch nicht.“

„Also, ich bitte —“

„Ich liebe Sie nicht, aber noch ist mein Herz frei, versuchen Sie es zu erobern. Unter Allen, die um dasselbe warben, sind Sie der Einzige, der mir nicht mißfällt.“ Sie hatte eine kleine, goldene Kette, die um ihren vollen Arm lag, losgemacht und spielte jetzt mit derselben.

„Sie geben mir also Hoffnung?“

„Ja.“

„O! wie glücklich bin ich.“ Der Graf hatte ihre Hände ergriffen und bedeckte sie mit Küssen. Sie ließ ihn einige Zeit gewähren, dann zog sie die eine Hand zurück und legte ihm die kleine Kette um den Arm.

„Was thun Sie? wollen Sie mich zu Ihrem Ritter machen?“

„Nein, zu meinem Sklaven. Sie sehen ja, daß ich Sie an die Kette lege.“

Zur selben Zeit hatte sich ein Rosa-Domino Zesim genähert.

„So allein,“ begann er, „wo ist die Zauberin, die Dich in Fesseln geschlagen hat?“

„Von wem sprichst Du? noch bin ich frei,“ erwiderte Zesim.

„Es gelingt Dir nicht, mich zu täuschen,“ fuhr der Domino fort, „es ist noch gar nicht lange her, daß Du einer Andern Liebe geschworen, hättest Du sie so schnell vergessen, wenn nicht ein neuer Stern Deinen Lebensweg beherrschen würde?“

„Wer bist Du?“ Zesim überflog mit einem Blicke die schlanke Gestalt und dann, die bebende Unbekannte bei den Händen festhaltend, suchte er in ihren dunkeln Augen zu lesen. „Nein, es

ist nicht möglich," murmelte er endlich, „ich habe mich getäuscht.“

„Laß mich los," bat der Domino.

„Noch nicht, ich habe noch eine Frage an Dich zu richten.“

„Also.“

„Wer hat Dich gesendet?“

„Niemand.“

„In welcher Absicht kommst Du also?“

„Um Dich zu warnen. Dir droht Gefahr.“

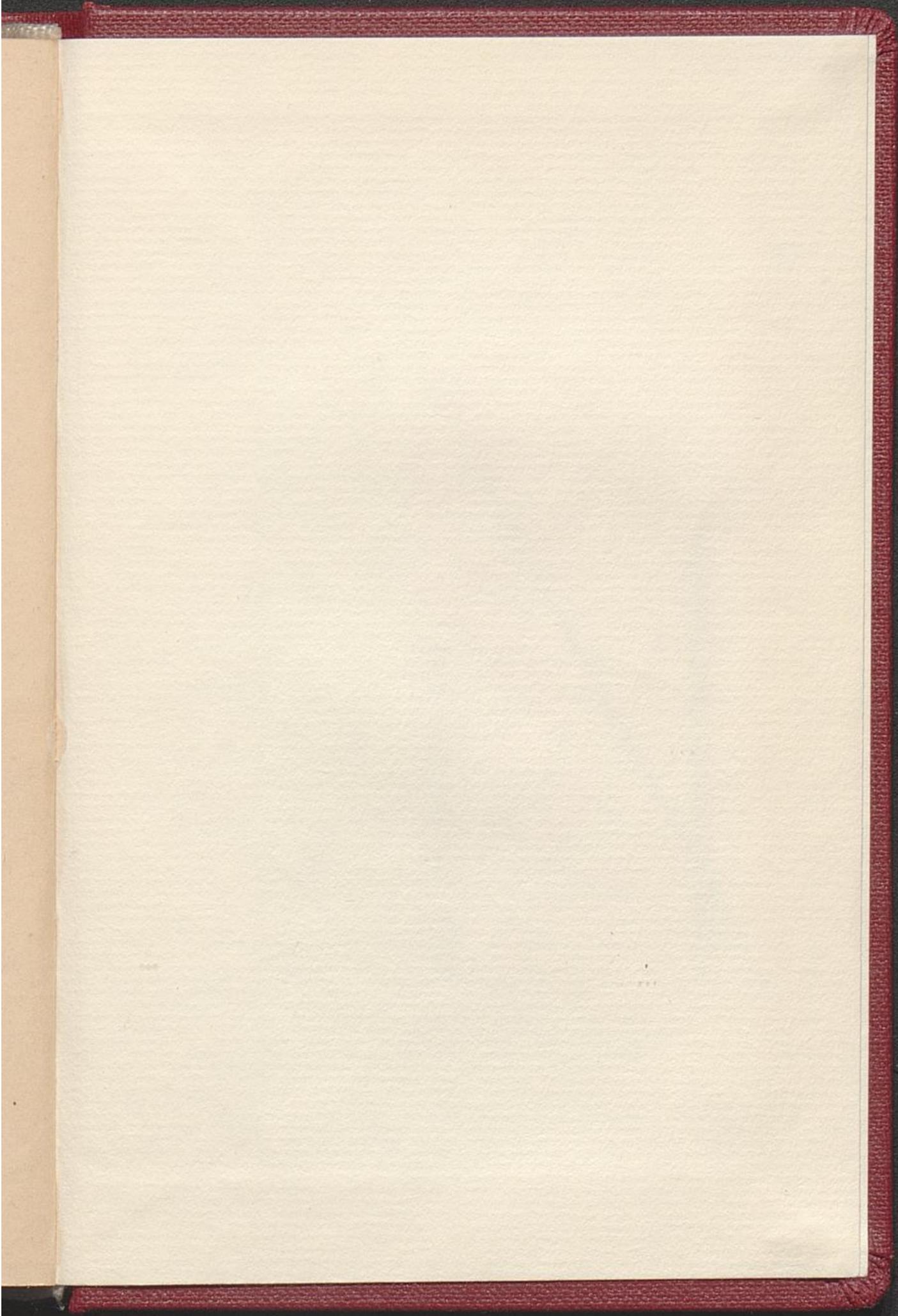
„Von wem?“

„Von ihr, die Du liebst.“

„Wenn Du willst, daß ich Dir Glauben schenke," sprach Jesim erregt, „dann sag' mir mehr, sag' mir Alles was Du weißt.“

Die dunkeln Augen ruhten einen Augenblick fast schmerzlich auf ihm. „Es sei, aber hier ist nicht der Ort dazu. Du sollst indeß bald von mir hören.“ Die zitternden Hände machten sich jetzt mit einer energischen Bewegung los, und die schlanke, mädchenhafte Gestalt verschwand rasch in dem Gewoge des Festes.

Ende des ersten Bandes.



SIG: 11 CPMS1714-1

~~<20+>04518V0E73457454351~~

49



03M53671

CPM31714-1

P
03

Die Seelenfängerin Bd. 1

von Sacher - Masoch

M
53671